798 F'30

XXX

798 F 30

Krieg und Friede.

Zwei Briefe an Ernſt Renan

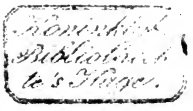
nebſt deſſen Antwort auf den erſten

von

David Friedrich Strauß.

Zweiter Abdruck.
Zum Beſten der deutſchen Invalidenſtiftung.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1870.



Vorwort.

Von verschiedenen Seiten bin ich aufgefordert worden, meine beiden Briefe an Ernst Renan über den jetzigen Krieg zusammendrucken zu lassen. Ich thue es, indem ich denselben das Antwortschreiben Renan's auf meinen ersten Brief in einer Uebersetzung beifüge, zu deren Ausarbeitung mich gleich nach dem Empfange die Anmuth dieses Schriftstückes gereizt hatte.

In einer Zeit so gewaltiger Thaten nimmt sich freilich das Wort noch ärmer aus als sonst. Das sollen wir empfinden, denen nur das letztere verliehen ist; doch sollen wir darum nicht vergessen was geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort."

I.

Strauß an Renan.

Hochgeehrter Herr! Die freundliche Aufnahme, die, wie Ihr Schreiben vom 30. v. M. mir ſagt, mein Büchlein über Voltaire bei Ihnen gefunden, iſt mir eine große Beruhigung geweſen. Daſſelbe hatte in Deutſchland, während der wenigen Wochen, die ihm von ſeinem Erſcheinen an bis zum Ausbruch des Krieges vergönnt waren, ſich allſeitig eines günſtigen Empfanges zu erfreuen; aber die Schwierigkeiten, die ein Fremder zu überwinden hat, um dem Mann einer andern Nation gerecht zu werden, vollends wenn dieſer Mann geradezu ein Inbegriff der fremden Nationalität genannt werden muß, hatte ich mir nie verhehlt, und wartete daher nicht ohne Unruhe auf das Urtheil, das mir von den Stimmführern unter Voltaire's Landsleuten entgegenkommen würde. Daß das Ihrige zu Gunſten meiner Arbeit ausgefallen, macht mich derſelben erſt recht froh; die Wahrheit, die Sie ihr zugeſtehen, iſt wenigſtens mein einziges Beſtreben geweſen.

Freilich, wer kann ſich einer literariſchen Arbeit, und

gerade einer internationalen Friedensarbeit, wie meine Schrift über Voltaire gemeint war, freuen in einem Augenblicke, wo die beiden Nationen, die sie einander näher zu bringen helfen sollte, sich in Waffen gegenüberstehen? Gewiß haben Sie Recht, wenn Sie sagen, daß dieser Krieg allen denen, die sich um die geistige Verbindung zwischen Frankreich und Deutschland bemühen, höchst schmerzlich sein müsse; wenn Sie es als ein Unglück betrachten, daß nun auf langehin wieder Haß, Ungerechtigkeit und liebloſe Beurtheilung an der Tagesordnung sein sollen zwischen den zwei Theilen der europäischen Familie, deren Einverständniß für das Werk der Gesittung am nothwendigsten sei; nicht minder, wenn Sie es als die Pflicht jedes Freundes von Wahrheit und Gerechtigkeit hinstellen, neben vollständiger Erfüllung der nationalen Pflichten, sich doch von dem parteiischen Patriotismus frei zu erhalten, der das Herz verengt und das Urtheil fälscht.

Sie äußern, hochgeehrter Herr, Sie hätten gehofft, daß der Krieg sich noch würde beschwören lassen. Das haben auch wir Deutschen seit 1866, in jedem einzelnen Falle, da er zu drohen schien, gehofft; aber im Allgemeinen hielten wir einen Krieg mit Frankreich als Folge der Ereigniſse jenes Jahres für unvermeidlich; so unvermeidlich, daß man da und dort unter uns die tadelnde Frage hören konnte, warum Preußen nicht schon früher, aus Anlaß des Luxemburger Handels z. B., den Krieg aufgenommen und die Sache zum Austrag gebracht habe? Nicht als hätten wir den Krieg gewollt, aber wir kannten die Franzoſen genug,

um zu wissen, daß sie ihn wollen würden. Es ist wie mit dem siebenjährigen Krieg als Folge der beiden schlesischen des großen Friedrich. Er hat denselben auch nicht gewollt, aber er hat gewußt, daß Maria Theresia ihn wollen und nicht ruhen würde, bis sie Bundesgenossen dafür gewonnen hätte. Auf ein hergebrachtes Uebergewicht verzichtet ein Herrscher, ein Volk, nicht so leicht; sie werden Versuche machen, es sich zu erhalken, bis es ihnen entschieden genommen ist. So damals Oesterreich, so jetzt Frankreich, beide Preußen gegenüber, dem, diesmal besser belehrt, das ganze außeröesterreichische Deutschland zur Seite steht.

Frankreich ist seit den Zeiten Richelieu's und Ludwigs XIV. gewohnt, die erste Rolle unter den europäischen Nationen zu spielen, und durch Napoleon I. ist es in diesem Anspruche bestärkt worden. Derselbe gründete sich auf seine starke politisch-militärische Organisation, noch mehr auf die classische Literatur, die sich im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts in Frankreich entfaltet und seine Sprache, seine Bildung, zu weltbeherrschenden gemacht hatte. Die nächste Bedingung dieser Herrscherrolle Frankreichs war aber die Schwäche Deutschlands, das seiner Einheit getheilt, seiner Einigkeit zwiespältig, seiner Beweglichkeit schwerfällig gegenüberstand. Doch jede Nation hat ihre Zeit, und, wenn sie rechter Art ist, nicht bloß Eine. Die deutsche hatte die ihrige schon im 16. Jahrhundert, im Reformationszeitalter, gehabt; sie hatte diesen Vorsprung in der Folge theuer bezahlt durch die

Zerrüttungen eines dreißigjährigen Krieges, der sie nicht nur in politische Unmacht, sondern auch in geistige Verkommenheit zurückwarf; darum aber war es mit ihr noch lange nicht zu Ende. Sie ersah sich von neuem ihre Zeit. Sie fing es auf der Seite an, wo die französische nicht die Wurzeln ihrer Macht, aber die ihres Rechts zur europäischen Führerrolle gehabt hatte. Sie bildete sich im Stillen; sie erzeugte eine Literatur; sie ließ eine Reihe von Dichtern und Denkern aus sich hervorgehen, die den französischen Classikern des 17. und 18. Jahrhunderts mehr als nur ebenbürtig zur Seite traten. Mochten sie auch an Feinheit des Weltverstandes und der Weltbildung, an Klarheit und Eleganz der Form, die Franzosen nicht immer erreichen, so waren sie ihnen doch an Tiefe des Gedankens, an Wärme des Gemüthes überlegen; die Idee der Humanität, der harmonischen Ausbildung der menschlichen Natur im Einzelnen wie im Zusammenleben, ist von der deutschen Literatur im letzten Viertel des vorigen und im ersten des jetzigen Jahrhunderts entwickelt worden.

Damit hatte Deutschland die geistige Führerrolle in Europa übernommen, während Frankreich die politische, zuletzt freilich in hartem Kampfe mit England, noch immer fortführte. Aber entweder war Deutschlands literarischer Aufschwung eine taube Blüthe gewesen, oder es mußte demselben auch ein politischer folgen. In der napoleonischen Zeit hatte sich Frankreich ganz unmittelbar über Deutschland hergelegt; diese Last wurde abgeworfen in den Befreiungskämpfen der Jahre 1813 und 1814. Aber der

Grund unſerer Unmacht, der Mangel an politiſcher Einheit, wurde nicht gehoben. Im Gegentheil: war allerdings das deutſche Käiſerthum ſchon längſt nur ein Schatten geweſen, ſo war jetzt auch dieſer Schatten geſchwunden. Deutſchland war ein buntes Aggregat größerer und kleinerer unabhängiger Staaten geworden. War freilich auch dieſe Unabhängigkeit ein bloßer Schein, ſo war ſie doch darin real genug, daß ſie jede ſtarke Action des Ganzen unmöglich machte; während der Bundestag, der die Einheit vorſtellen ſollte, ſein Daſein faſt nur durch Niederhaltung jeder freieren Regung in den einzelnen Staaten zu erkennen gab. Wenn Frankreich von neuem Luſt bekam ſich auf unſere Koſten zu vergrößern, ſo waren es nicht wir, ſo waren es Rußland und England in erſter Linie, die es ihm wehren mußten. Das fühlte man in Deutſchland wohl; es fühlten's die Männer der Freiheitskriege, die während der traurigen Reactionsjahre eine ganz andere Saat aufgehen ſahen, als ſie ausgeſtreut zu haben ſich bewußt waren; die Jugend fühlte es, die in den Gedanken und Liedern dieſer Kriege heranwuchs. Darum hatten auch die Einheitsbeſtrebungen dieſer nächſten Zeit etwas gar Jugendliches, Unreifes und Romantiſches an ſich. Die deutſche Idee ging als Spuk, als der Schatten des alten Kaiſers um. Daß die damaligen Machthaber auf Studentenverbindungen, auf die ſo unpraktiſchen demagogiſchen Umtriebe, wie man es hieß, ſo großes Gewicht legten, bewies nur, welch ein böſes Gewiſſen ſie hatten.

Das Gewitter Ihrer Julirevolution reinigte auch

bei uns einigermaßen die Luft, ohne uns doch wesentlich weiter zu bringen. Des Hinblickens auf die anders geartete Nation wurde jetzt zu viel, da doch jedes Volk vor allem in die eigenen Hände, die eigene Art und Geschichte blicken soll. In den Kammern unserer Kleinstaaten wurde es lebendig, manche tüchtige Kräfte regten sich: aber der beschränkte Raum engte auch ihren Gesichtskreis ein. Da Preußen und Oesterreich dem constitutionellen Wesen verschlossen blieben und in der Gegenwirkung gegen sein Ueberhandnehmen in den kleineren Staaten zusammenhielten, so galt in diesen der Widerstand gegen den Bundestag, den kläglichen Rest der deutschen Einheit, für Patriotismus. In die Länge freilich konnte man sich nicht verbergen, daß mit muthigen Kammerreden in den kleinen Staaten nichts gethan sei, so lange sich deren Regierungen auf den Bundestag, d. h. auf die beiden absoluten Großstaaten stützen konnten. Gedanken von einer Volksvertretung am Bunde tauchten auf; in Preußen geschah durch Zusammenberufung des vereinigten Landtags ein hoffnungsreicher, wenn auch nur halber Schritt: als abermals ein Stoß von Ihrer Seite, die Februarrevolution, in die deutsche Entwickelung eingriff. Diese französischen Anstöße waren für uns nur so lange verderblich, als sie uns schwach fanden; in dem Maße, als wir in uns selbst erstarkten, wurden sie uns immer förderlicher, so daß dieser letzte, der recht übel für uns gemeint war, uns heute schon gedeihlichere Folgen als alle früheren in Aussicht stellt. Der Stoß von 1848 traf uns in einem Augenblick, wo

man in den einzelnen deutſchen Staaten zum Gefühl der Fruchtloſigkeit aller particulariſtiſchen Beſtrebungen für Freiheit und Volkswohl gekommen war, und half nun mit einemmale dem Gedanken der deutſchen Einheit zum Durchbruch. In dem aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen deutſchen Parlamente gab ſich dieſer Gedanke zum erſtenmal ein politiſches Organ, vor deſſen moraliſcher Autorität eine Zeitlang alle beſtehenden Particulargewalten zurücktreten mußten. Hatte aber der deutſche Einheitsgedanke während der zwanziger Jahre vorzugsweiſe in unſern Studenten gelebt, ſo könnte, wer ſcherzen wollte, ſagen, daß er 1848 an die Profeſſoren gekommen war; inſofern wenigſtens, als ja, wie ſchon öfter behauptet worden, in jedem gebildeten Deutſchen ein Stück von einem Profeſſor ſteckt. Genug, die Sache wurde theoretiſch ſehr gründlich, aber auch ſehr unpraktiſch angegriffen; man verlor mit Feſtſtellung von Grundrechten, mit Debattiren über Verfaſſungsparagraphen eine koſtbare Zeit; bis unvermerkt die realen Mächte wieder Kraft gewonnen hatten, und der ideale Bau des neuen Deutſchlands wie ein Wolkengebilde zerfloß.

Man hatte von ſolcher luftigen Höhe herab die deutſche Kaiſerkrone einem Fürſten angeboten, der, obwohl übrigens ſelbſt ein Wolkenmann, doch darin eine richtige Einſicht zeigte, daß er weder ſich für den rechten Träger noch dieſe Krone für eine tragbare erkannte. Die Verſuche, die er dann auf eigene Hand noch machte, einen Theil des damals Gebotenen ſich doch anzueignen, endigten noch kläglicher als der Verſuch des deutſchen Volkes, ſich ſelbſt neu

zu conſtituiren, geendet hatte. Während dieſer Kämpfe hatte ſich immer mehr der Dualismus zwiſchen Preußen und Oeſterreich als das Grundübel der deutſchen Zuſtände herausgeſtellt. Während der Metternich'ſchen Zeiten war Preußen an Oeſterreichs Schlepptau gegangen, und man hatte darin die Bürgſchaft der Ordnung und Sicherheit geſehen; daß es jetzt immer ernſtlichere Verſuche machte, ſeinen eigenen Willen zu haben und eigene Zwecke zu verfolgen, war der öſterreichiſchen Politik ebenſo unbequem als ungewohnt. Was daher von jetzt an Preußen in Deutſchland ſchaffen oder weiterführen wollte, vom Zollverein angefangen, wurde von Oeſterreich geheim und offen bekämpft; es trat für Deutſchland der Zuſtand eines Wagens ein, dem ein Pferd vorn, ein anderes von gleicher Stärke hinten vorgeſpannt iſt, und der daher nicht aus der Stelle kommt. Aber die Zeiten erziehen ſich ihre Männer, vorausgeſetzt, daß ſich unter dem Nachwuchſe Perſönlichkeiten vom rechten Zeuge und dieſe an der rechten Stelle finden. Der Herr von Bismarck war ein Mann von ſolchem Zeuge, und ſeine Stellung am Bundestag in Frankfurt der rechte Standort, um in den innerſten Sitz des deutſchen Elends hineinzuſehen. Es war zunächſt ſein preußiſcher Stolz, welcher Oeſterreich für die von ihm über Preußen verhängten Demüthigungen Rache ſchwur; doch war ihm dabei nicht unbewußt, daß mit Preußen auch Deutſchland geholfen ſein würde. Aus Anlaß des Kampfes um Schleswig-Holſtein gelang es einen Augenblick, die beiden Pferde neben einander zu ſpannen; doch kaum war

der nächste Zweck erreicht, so ging der alte Gegenzug wieder an. Jetzt galt es, die Stränge zu zerhauen, die das hinten angespannte Pferd mit dem Wagen verbanden; dann mußte es dem vorderen ein leichtes sein, ihn vorwärts zu bringen. Ein wahres Columbus-Ei, dieser Gedanke; ein jeder schien ihn haben zu müssen: und doch hat, wenn auch nicht bloß Einer ihn gehabt, doch nur Einer die rechten Mittel ergriffen, ihn ins Werk zu setzen.

Im Leben der Völker wie der Einzelnen finden sich Erfolge, wo das von uns selbst langeher Gewünschte und Erstrebte uns in so fremder Gestalt entgegentritt, daß wir es nicht erkennen, uns wohl gar unmuthig und grollend davon abwenden. So war es mit dem preußisch-österreichischen Kriege des Jahres 1866 und seinen Folgen: er brachte uns Deutschen was wir lange gewollt hatten; aber er brachte es nicht so wie wir es gewollt hatten, und darum stieß es ein großer Theil des deutschen Volkes von sich. Wir hatten die Einigung Deutschlands von der Idee, von dem Wunsche des Volks, den Gedanken seiner besten Männer aus zu Stande bringen wollen: jetzt war sie von Seiten der realen Macht, durch Blut und Eisen, angebahnt. Wir hatten, wie ja die Idee hoch und weit fliegt, sämmtliche deutsche Stämme in einer Reichsverfassung zusammenschließen wollen: jetzt waren, in Anbequemung an die Verhältnisse der Wirklichkeit, nicht nur die Deutschen in Oesterreich, sondern auch die süddeutschen Mittelstaaten draußen geblieben. Es hat Zeit gebraucht, bis der deutsche Idealismus, bis auch der deutsche Eigen-

ſinn ſich mit dem Gegebenen verſöhnte; aber die Macht, ich möchte ſagen die Vernunft, dieſes Gegebenen war ſo unwiderſtehlich, daß die beſſere Einſicht in kürzeſter Friſt die erfreulichſten Fortſchritte gemacht hat.

Was nicht am wenigſten beigetragen hat, auch dem Verblendetſten ein Licht aufzuſtecken, war die Art wie Frankreich ſich zu dieſen Ereigniſſen verhielt. Es hatte ſie geſchehen laſſen in der Hoffnung, aus den inneren Kämpfen des Nachbarlandes Gewinn für ſeine Uebermacht zu ziehen; als es ſich in dieſer Rechnung getäuſcht ſah, konnte es ſeinen Verdruß nicht verhehlen. Von jetzt an konnten wir Deutſchen die Werthbeſtimmung unſerer politiſchen Verhältniſſe an der franzöſiſchen Schätzung reguliren; denn die Werthe erſchienen auf beiden Seiten geradezu entgegengeſetzt. An Frankreichs ſauern Mienen gegen Preußen und den Nordbund konnten wir ermeſſen, daß in beiden unſer Heil, an ſeinem Liebäugeln mit der ſüddeutſchen Sonderbündelei, daß hier unſer ſchlimmſter Schaden liege. Jede Bewegung welche Preußen machte, nicht die Südſtaaten zum Beitritt zu nöthigen, ſondern nur ihnen die Thür offen zu halten, wurde von Frankreich beargwohnt und zum Gegenſtande von Einreden gemacht; ſelbſt bei ſo gar nicht politiſchen Anläſſen, wie die Unterſtützung der Eiſenbahn über den Gotthard, krähte kampfluſtig der galliſche Hahn. Frankreich hat ſeit dem Sturze Napoleons dreimal ſeine Verfaſſung geändert: Deutſchland hat nie daran gedacht, ihm darein zu reden, es hat ſtets das Recht des Nachbars anerkannt,

ſein Haus im Innern nach Bedürfniß und Bequemlichkeit, oder auch nach Laune, umzubauen. Iſt denn nun, was wir Deutſchen 1866 und ſeitdem gethan, etwas anderes? Brachte, was wir in unſerem bis dahin notoriſch unwohnlichen Hauſe von Wänden einſchlugen, von Balken einzogen, von Mauern aufführten, dem Nachbarhaus Erſchütterung? drohte es ihm Licht und Luft zu ſchmälern? ſtellte es ihm Feuersgefahr in Ausſicht? Nichts von alledem; unſer Haus ſchien ihm nur zu ſtattlich zu werden, dieſem Nachbar; er wollte in der ganzen Straße das ſchönſte und höchſte Haus beſitzen, und hauptſächlich durfte das unſrige nicht zu feſt werden, wir ſollten es nicht verſchließen können, es ſollte ihm jederzeit unbenommen bleiben, wie er früher ſchon mehrmals gethan, nach Belieben einige Zimmer davon in Beſitz zu nehmen und zu ſeinem Hauſe zu ſchlagen. Und doch hatten wir diejenigen Theile unſeres Hauſes, welche der gewaltthätige Nachbar in früheren Zeiten ſich angeeignet, bei unſerem Umbau gar nicht in Anſpruch genommen, ſondern ſie ihm gelaſſen und die Sache als verjährt betrachtet; jetzt freilich, nachdem er an das Schwert appellirt hat, wachen auch dieſe alten Fragen wieder auf.

Frankreich will ſeinen europäiſchen Primat nicht aufgeben; nur wenn es auf dieſen ein Recht hat, hat es auch ein Recht, ſich in unſere inneren Angelegenheiten zu miſchen. Worauf ſtützt ſich denn aber ſein vermeintliches Recht auf jenen Primat? An Bildung hat ſich Deutſchland ihm längſt zum mindeſten gleichgeſtellt; die Eben-

bürtigkeit unserer Literatur wird von den Vertretern der französischen anerkannt; und um die Gleichmäßigkeit, womit vermöge eines geordneten Schulunterrichts Bildung und Sittigung alle Schichten unseres Volks durchdringt, werden wir von den besten Männern des französischen beneidet. Die Ausschließung der Reformation aus Frankreich, so viel sie beigetragen hat, seine politische Macht zu verstärken, so schwer hat sie sein geistiges und sittliches Gedeihen geschädigt. Aber auch in politischer Tüchtigkeit sind wir den Franzosen, wenn auch langsam, doch vollauf nachgekommen. Die Revolution von 1789 schien ihnen einen gewaltigen Vorsprung vor uns zu geben, wir danken ihr die Sprengung mancher Fessel, die uns sonst wohl noch lange gedrückt haben dürfte; aber was wir seitdem in Frankreich gesehen haben, ist nicht dazu angethan, uns von einer Wettbewerbung abzuschrecken. Gemäßigte Regierungen scheinen dort nur dazu da zu sein, um unterwühlt zu werden, sich in Anarchie, wie diese sofort in Despotismus, aufzulösen; ob die constitutionelle Monarchie, in der auch Sie wie ich die einzig haltbare Staatsform für Europa (Ausnahmsstellungen abgerechnet) sehen, in Frankreich jemals feste Wurzeln werde treiben können, haben ja auch Sie selbst in Ihrer trefflichen Schrift über diesen Gegenstand bezweifelt, wenigstens es mehr gewünscht als gehofft.

Daß ich die vielen guten Eigenschaften der französischen Nation nicht verkenne, daß ich in ihr ein wesentliches und unentbehrliches Glied der europäischen Völkerfamilie, ein vielfach wohlthätiges Ferment in dieser Mischung sehe,

das brauche ich Ihnen, hochgeehrter Herr, so wenig erst zu versichern, als Sie mich der gleichen unparteiischen Schätzung der deutschen Nation und ihrer Vorzüge zu versichern brauchen. Aber Nationen wie Individuen haben als Kehrseite ihrer Vorzüge auch ihre Fehler, und in Bezug auf diese haben unsere beiden Nationen seit Jahrhunderten eine sehr verschiedene, ja entgegengesetzte Erziehung genossen. Wir Deutschen haben in der harten Schule des Unglücks und der Schmach, wobei großentheils Ihre Landsleute unsere unnachsichtigen Schul- und Zuchtmeister waren, unsere Grund- und Erbfehler, unsere Träumerei, unsere Langsamkeit und vor allem unsere Uneinigkeit als das erkennen gelernt was sie sind, als die Hindernisse jedes nationalen Gedeihens; wir haben uns zusammengenommen, gegen diese Untugenden gekämpft und sie immer mehr von uns abzuthun gesucht. Dagegen sind die französischen Nationalfehler von einer Reihe französischer Herrscher großgezogen, lange Zeit vom Erfolg aufgeschwellt und auch vom Unglück nicht abgetrieben worden. Das Trachten nach Glanz und Ruhm, die Neigung, denselben, statt durch stille Arbeit im Innern, durch laute abenteuernde Unternehmungen nach außen zu erreichen, die Anmaßung an der Spitze der Nationen zu stehen und die Sucht sie zu bevormunden und auszubeuten — diese Untugenden, die in der gallischen Art liegen mögen, wie die oben bezeichneten in der germanischen, sind von Ludwig XIV., von dem ersten und dem hoffentlich letzten Napoleon in einer Weise aufgefüttert worden, daß der Nationalcharakter

dabei den tiefsten Schaden genommen hat. Die gloire insbesondere, die noch jüngst einer Ihrer Minister das erste Wort der französischen Sprache genannt hat, ist vielmehr ihr schlechtestes und verderblichstes, das die Nation gut thun würde für eine Zeitlang ganz aus ihrem Wörterbuche zu streichen; ist sie doch das goldene Kalb, um das diese seit Jahrhunderten ihre Tänze aufführt; der Moloch, dem sie so viele Tausende ihrer Söhne und der Söhne ihrer Nachbarvölker zum Opfer gebracht hat, und eben jetzt wieder bringt; das Irrlicht, das sie von gedeihlichen Arbeitsfeldern hinweg immer wieder in die Wüste und oft genug an den Rand des Abgrundes gelockt hat. Und während jene frühern Herrscher, Napoleon I. insbesondere, von diesem nationalen Dämon selbst auch besessen, mithin bei ihren wenn auch ungerechten Kriegen doch gewissermaßen naiv waren, ist es bei dem jetzigen Napoleon die bewußte raffinirte Absicht, zu den Zwecken kalter Selbstsucht die Nation irre zu führen, ihre Aufmerksamkeit von der sittlichen und politischen Verkommenheit im Innern nach außen abzulenken, was ihn die nationale Leidenschaft der Glanz-, Ruhm- und Raubsucht fort und fort schüren heißt. Es ist ihm gegen Rußland in der Krim, gegen Oesterreich in Italien gelungen; in Mexico hat er empfindliches Mißgeschick gehabt; gegenüber Preußen den rechten Zeitpunkt verpaßt; zu Anfang dieses Jahres konnte man einen Augenblick meinen, es sei ihm Ernst damit, von dieser Straße ab auf die der innern Reformen im Sinne vernünftiger Freiheit und Wirthschaftlichkeit einzulenken; bis

der Rückgriff zum Plebiscit alle Welt belehrte, daß er der alte geblieben sei. Von da an war auch für Deutschland alles zu fürchten — oder daß ich besser rede, alles zu hoffen.

Die Einheit, die er hintertreiben wollte, jetzt haben wir sie; die unerhörte Anmaßung, die in dem Ansinnen an den König von Preußen lag, war dem geringsten Bauer in der Mark wie den Königen und Herzogen südlich des Mains gleich verständlich und unerträglich; wie ein Sturm wehte der Geist der Jahre 1813 und 1814 durch alles deutsche Land, und bereits haben die ersten Kriegserfolge uns ein Pfand gegeben, daß einer Nation, die nur für dasjenige kämpft, wozu sie das Recht und die Macht in sich fühlt, der Erfolg unmöglich fehlen kann. Dieser Erfolg, um den wir ringen, ist einzig die Gleichberechtigung der europäischen Völker, ist die Sicherheit, daß fortan nicht mehr ein unruhiger Nachbar nach Belieben uns in den Arbeiten des Friedens stören und der Früchte unseres Fleißes berauben kann. Dafür wollen wir Bürgschaften haben, und erst wenn diese gegeben sind, wird von einem freundlichen Einvernehmen, von einem einträchtigen Zusammenwirken der beiden Nachbarvölker an allen Arbeiten der Cultur und Humanität die Rede sein können; dann aber auch erst, wenn dem französischen Volke der falsche Weg versperrt ist, wird es in der Lage sein, Stimmen wie der Ihrigen das Ohr zu öffnen, die es von jeher auf den rechten, den Weg der redlichen Arbeit an sich selbst, der Zucht und Sitte, hingewiesen haben.

Ich bin weitläufiger geworden als ich eigentlich wollte und als am Ende auch ſchicklich iſt; allein unſere deutſchen Zuſtände und Beſtrebungen zeigen ſich dem Fremden ſo gerne nur im Nebel, und um dieſen ein wenig zu zertheilen, iſt einiges Ausholen unvermeidlich. Noch weniger ſchicklich werden Sie es vielleicht finden, daß Ihnen dieſe Zeilen gedruckt ſtatt geſchrieben zukommen. Gewiß würde ich in gewöhnlichen Zeiten erſt Ihre Genehmigung eingeholt haben; bis aber unter den jetzigen Umſtänden mein Geſuch in Ihre, und Ihre Antwort in meine Hände käme, wäre der rechte Augenblick vorbei; und ich denke doch, es ſei nicht übel gethan, wenn in dieſer Kriſis zwei Männer aus beiden Nationen, deren jeder in der ſeinigen unabhängig und dem politiſchen Parteitreiben ferne ſteht, ſich über die Urſachen und die Bedeutung des Kampfes freimüthig und doch ohne Leidenſchaft gegeneinander ausſprechen. Denn erſt dann wird dieſe meine Aeußerung mir ihren wahren Werth zu haben ſcheinen, wenn ſie Ihnen zu einer ähnlichen von Ihrem Standpunkt aus Veranlaſſung gibt.

Unterdeſſen, mein Herr, genehmigen Sie die Verſicherung der aufrichtigen Verehrung, die Sie kennen, und erhalten unter allem Kriegsgetümmel Ihre freundliche Zuneigung

Ihrem ergebenſten

D. F. Strauß.

Rorſchach am Bodenſee, 12. Aug. 1870.

II.

Renan an Strauß.

Werther und gelehrter Herr!

Ihre erhabenen und philoſophiſchen Worte ſind in einem Zeitpunkte, wo alle Mächte der Hölle entfeſſelt ſchienen, wie eine Friedensbotſchaft zu uns gekommen; ſie ſind uns überaus tröſtlich geweſen, mir vor allen, der ich Deutſchland verdanke, was ich am höchſten ſchätze, meine Philoſophie, ich kann beinahe ſagen, meine Religion. Ich war im Seminar zu St. Sulpice, um's Jahr 1843, als ich anfing, Deutſchland kennen zu lernen durch die Schriften von Goethe und Herder. Ich glaubte in einen Tempel zu treten, und von dem Augenblick an machte mir alles, was ich bis dahin für eine der Gottheit würdige Pracht gehalten hatte, nur noch den Eindruck welker und vergilbter Papierblumen. So hat mich auch, wie ich Ihnen im erſten Augenblicke der Feindſeligkeiten geſchrieben habe, dieſer Krieg mit Schmerz erfüllt, zunächſt um des entſetzlichen Unglücks willen, das er nothwendig nach ſich ziehen mußte, dann um des Haſſes, um der ungerechten

Urtheile willen, die er verbreiten, und des Nachtheils, den er den Fortſchritten der Wahrheit bringen wird. Das große Unglück der Welt iſt, daß Frankreich Deutſchland nicht verſteht und Deutſchland Frankreich nicht: dieſes Mißverſtändniß wird ſich jetzt nur noch verſchlimmern. Man bekämpft den Fanatismus auf der einen Seite durch den gleichen Fanatismus auf der anderen; nach dem Kriege werden wir uns Gemüthern gegenüber befinden, die durch die Leidenſchaft verengt, für die Weite und Freiheit unſeres Geſichtskreiſes verdorben ſind.

Ihre Gedanken über den Entwicklungsgang der deutſchen Einheit finde ich vollkommen richtig. In dem Augenblick, als ich die Numer der Allgemeinen Zeitung erhielt, worin Ihr ſchönes Schreiben abgedruckt iſt, war ich gerade beſchäftigt, für die Revue des deux mondes einen Artikel zu verfaſſen, der in dieſen Tagen erſcheinen wird, worin ich Anſichten entwickelte, die mit den Ihrigen durchaus zuſammentreffen. Es iſt klar, wenn man einmal den Grundſatz der dynaſtiſchen Legitimität aufgegeben hat, ſo gibt es für die territoriale Abgrenzung der Staaten keine andere Grundlage mehr, als das Recht der Nationalitäten, d. h. der natürlichen Gruppen, wie ſie durch Race, Geſchichte und den Willen der Bevölkerungen beſtimmt ſind. Und wenn es irgend eine Nationalität gibt, die ein augenſcheinliches Recht hat, in all ihrer Unabhängigkeit zu exiſtiren, ſo iſt dieß ſicher die deutſche. Deutſchland hat den beſten nationalen Rechtstitel, nämlich eine geſchichtliche Rolle von höchſter Bedeutung, eine Seele,

möchte ich sagen, eine Literatur, Männer von Genie, eine eigenthümliche Auffassung göttlicher und menschlicher Dinge. Deutschland hat die bedeutendste Revolution der neueren Zeiten, die Reformation, gemacht; außerdem hat sich in Deutschland seit einem Jahrhundert eine der schönsten geistigen Entwicklungen vollzogen, welche die Geschichte kennt, eine Entwicklung, die, wenn ich den Ausdruck wagen darf, dem menschlichen Geist an Tiefe und Ausdehnung eine Stufe zugesetzt hat, so daß, wer von dieser neuen Entwicklung unberührt geblieben, zu dem der sie durchgemacht hat, sich verhält, wie einer der nur die Elementarmathematik kennt, zu dem der im Differentialcalcul bewandert ist.

Daß eine so große geistige Kraft, mit so viel Sittlichkeit und Ernst verbunden, eine entsprechende politische Bewegung hervorbringen mußte, daß das deutsche Volk berufen war, auf dem Felde der äußern Verhältnisse, der materiellen und praktischen Interessen, eine Geltung zu gewinnen, die seiner Bedeutung auf dem geistigen Felde entsprach, das war für jeden Einsichtigen, von Gewohnheit und oberflächlicher Parteinahme Unverblendeten offenbar. Was die Rechtmäßigkeit der Wünsche Deutschlands vollends außer Zweifel stellte, war der Umstand, daß sein Drang nach Einheit eine Vorsichtsmaßregel war, veranlaßt durch die beklagenswerthen Thorheiten des ersten Kaiserreichs; Thorheiten, die von aufgeklärten Franzosen ebenso verworfen werden, wie von den Deutschen, aber gegen deren Wiederkehr es gut war sich zu schützen, da

gewiſſe Leute noch immer unbeſonnen genug ſind, dieſe Erinnerungen zu pflegen.

Ich kann Ihnen ſagen, daß im Jahr 1866 wir (ich ſpreche hier im Namen einer kleinen Gruppe wahrhaft liberaler Männer) mit großer Freude den Anfang begrüßt haben, den Deutſchland machte, ſich als eine Macht erſten Ranges zu conſtituiren. Nicht als hätte es uns beſſer als Ihnen behagt, dieſen großen und glücklichen Erfolg durch das preußiſche Heer herbeigeführt zu ſehen. Sie haben beſſer als irgend einer gezeigt, wie viel fehlt, daß Preußen Deutſchland wäre. Aber gleichviel; wir dachten hierüber wie vermuthlich auch Sie, daß nämlich die deutſche Einheit, nachdem ſie durch Preußen zu Stande gekommen, Preußen in ſich auflöſen würde, gemäß dem allgemeinen Geſetze, wornach der Sauerteig in der Maſſe verſchwindet, die er in Gährung geſetzt hat. An die Stelle dieſes anmaßlichen und engherzigen Pedantismus, der uns an Preußen ſo oft mißfällt, ſahen wir allmählig und endgültig den deutſchen Geiſt mit ſeiner wundervollen Weite, ſeinem poetiſchen und philoſophiſchen Anhauche treten. Was für unſere liberalen Inſtincte abſtoßend war in einem feudalen wenig parlamentariſchen Lande, mit einem Adel voll beſchränkter Orthodoxie und Vorurtheilen jeder Art, das vergaßen wir wie Sie es vergaßen, um in der weiteren Zukunft nur Deutſchland zu ſehen, d. h. eine große freiſinnige Nation, beſtimmt, die politiſchen, religiöſen und ſocialen Fragen um einen entſcheidenden Schritt weiter zu fördern, und vielleicht dasjenige zu Stande zu bringen,

was wir in Frankreich bis jetzt ohne Erfolg versucht haben: eine vernünftige und begriffsmäßige Organisation des Staats.

Wie sind diese Träume getäuscht worden! wie haben sie der bittersten Wirklichkeit Platz gemacht! Ich habe meine Gedanken über diesen Punkt in der Revue entwickelt; ich kann sie in zwei Worte fassen. Man mag die Fehler der französischen Regierung so groß machen als man will; aber ungerecht wäre es, außer Acht zu lassen, wie tadelnswerth in vielen Stücken auch das Benehmen der preußischen Regierung gewesen ist. Sie wissen, daß 1865 die Plane des Herrn von Bismarck dem Kaiser Napoleon III. mitgetheilt wurden, der ihnen im allgegemeinen zustimmte. Wenn diese Zustimmung aus der Ueberzeugung floß, daß die Einheit Deutschlands eine geschichtliche Nothwendigkeit und daß zu wünschen sei, diese Einheit möchte sich in freundlichem Einverständniß mit Frankreich gestalten, so hatte der Kaiser dreimal Recht. Es ist mir persönlich bekannt, daß etwa einen Monat vor dem Beginn der Feindseligkeiten von 1866 Napoleon III. an den Erfolg Preußens glaubte, ja daß er denselben wünschte. Unglücklicherweise war es das Zaudern, die Neigung, einander widersprechende Kundgebungen sich folgen zu lassen, was in diesem wie in mehreren Fällen dem Kaiser verderblich wurde. Der Sieg von Sadowa trat ein, ohne daß etwas vereinbart war. Unbegreifliche Wandelbarkeit! Irregeführt durch die Großsprechereien der Kriegspartei, verwirrt durch die Vorwürfe

der Opposition, ließ der Kaiser sich verleiten, ein Ergebniß als Niederlage zu betrachten, das für ihn ein Sieg hätte sein müssen, und das er in jedem Falle gewollt und herbeigeführt hatte.

Wenn der Erfolg alles rechtfertigt, ist die preußische Regierung vollkommen freigesprochen; aber wir beide, mein Herr, sind Philosophen, wir haben die Naivetät zu glauben, daß auch der Sieger Unrecht gehabt haben kann. Die preußische Regierung hatte von Napoleon III. und von Frankreich ein stillschweigendes Bündniß nachgesucht und angenommen. Obwohl nichts festgestellt war, schuldete sie doch dem Kaiser und Frankreich Beweise von Dankbarkeit und Sympathie. Einer von Ihren Landsleuten, der in diesem Augenblicke gegen Frankreich mehr Leidenschaft zeigt, als ich an einem Manne von Lebensart gerne sehe, sagte mir in dem Zeitpunkte von dem die Rede ist, Deutschland sei Frankreich eine große Erkenntlichkeit schuldig für den reellen, wenn auch nur negativen Antheil, den letzteres an seiner Begründung gehabt habe. Geleitet durch einen Stolz, der in Zukunft noch verdrießliche Folgen haben wird, dachte das Berliner Kabinet hierüber anders. Gewiß haben territoriale Vergrößerungen, wenn es sich um eine Nation handelt, die bereits 30 bis 40 Millionen zählt, wenig Bedeutung; die Erwerbung von Savoyen und Nizza ist für Frankreich mehr lästig als nützlich gewesen. Dennoch kann man bedauern, daß die preußische Regierung in der Luxemburger Angelegenheit von der Strenge ihrer Ansprüche nichts nachgelassen hat.

Die Abtretung Luxemburgs an Frankreich hätte Frankreich nicht größer, Deutschland nicht kleiner gemacht; aber dieſe unbedeutende Conceſſion wäre hinreichend geweſen, die oberflächliche Meinung zu befriedigen, die in einem Lande des allgemeinen Stimmrechts geſchont ſein will, und hätte der franzöſiſchen Regierung möglich gemacht, ihren Rückzug zu maskiren. An dem größten Kreuzfahrerſchloſſe, das in Syrien noch vorhanden iſt, dem Kalaat-el-hosn, ſieht man, in ſchönen Buchſtaben aus dem 12. Jahrhundert, folgende Inſchrift, die das Haus der Hohenzollern auf das Wappenſchild aller ſeiner Schlöſſer eingraben laſſen ſollte:

Sit tibi copia,	Inquinat omnia
Sit sapientia,	Sola superbia,
Formaque detur:	Si comitetur.

Darum kann in Betracht der entfernten Kriegsurſachen ein unparteiiſcher Sinn die Vorwürfe zwiſchen der franzöſiſchen und der preußiſchen Regierung beinahe gleich theilen. Was die nächſte Urſache, jenen beklagenswerthen diplomatiſchen Zwiſchenfall, oder vielmehr jenes grauſame Spiel beleidigter Eitelkeiten anlangt, die, um elende Diplomatenſtreitigkeiten zu rächen, alle Geißeln über das menſchliche Geſchlecht losgelaſſen haben, ſo wiſſen Sie, wie ich davon denke. Ich befand mich in Tromſoë, wo ich in der glänzendſten Schneelandſchaft der Polarmeere mich auf die Todteninſeln unſrer keltiſchen und germaniſchen Vorfahren träumte, als ich jene ſchreckliche Nachricht erhielt: nie habe ich ſo wie an dieſem Tage das unſelige

Schickſal verwünſcht, das unſer armes Vaterland dazu verdammt zu haben ſcheint, immer nur von Unwiſſenheit, Dünkel und Unfähigkeit geleitet zu ſein.

Dieſer Krieg, man mag ſagen was man will, war keineswegs unvermeidlich. Frankreich wollte in keiner Art den Krieg. Man darf in dieſen Dingen nicht nach den Redereien der Journale und dem Geſchrei der Boulevards urtheilen. Frankreich iſt gründlich friedliebend, ſeine Neigungen ſind der Ausbeutung ſeiner unerſchöpflichen Reichthumsquellen und den demokratiſchen und ſocialen Fragen zugewendet. Der König Ludwig Philipp hatte das Wahre in dieſem Punkte mit ſehr richtigem Sinne geſehen. Er erkannte, daß Frankreich mit ſeiner ewigen Wunde, die ſtets bereit iſt ſich wieder zu öffnen (dem Mangel einer Dynaſtie oder einer allgemein angenommenen Verfaſſung) den großen Krieg nicht führen könne. Eine Nation, die ihr Programm erfüllt und die Gleichheit erreicht hat, kann unmöglich mit jungen Völkern kämpfen, die noch voll von Illuſionen und im friſchen Feuer ihrer Entwicklung ſind. Glauben Sie mir, die einzigen Urſachen des Krieges ſind die Schwäche unſrer conſtitutionellen Einrichtungen und die verderblichen Rathſchläge, die von dünkelhaften und beſchränkten Militärs, von eiteln oder unwiſſenden Diplomaten dem Kaiſer gegeben wurden. Das Plebiſcit hat damit nichts zu thun; im Gegentheil, dieſe ſeltſame Kundgebung, welche zeigte, daß die Napoleoniſche Dynaſtie ihre Wurzeln bis in die innerſten Eingeweide des Landes getrieben hatte, mußte glauben machen, der Kaiſer würde

sich fortan mehr und mehr von dem Gebahren eines verzweifelten Spielers lossagen. Ein Mann, der großen Grundbesitz sein eigen nennt, scheint uns weniger veranlaßt, alles auf Einen Wurf zu setzen, als der, dessen Reichthum zweifelhaft ist. In der That, um die Gefahren eines Brandes zu beseitigen, genügte es zu warten. Wie viele Fragen in den Angelegenheiten dieses armen Menschengeschlechts wollen dadurch gelöst sein, daß man sie nicht löst. Nach Verfluß von etlichen Jahren ist man ganz überrascht, daß die Frage gar nicht mehr vorhanden ist. Hat es jemals einen Nationalhaß gegeben, wie den, der sechs Jahrhunderte lang Frankreich und England geschieden hat? Noch vor 25 Jahren, unter Ludwig Philipp, war dieser Haß ziemlich stark, alle Welt erklärte, er könne nur in Krieg endigen: er ist wie mit einem Zauberschlage verschwunden.

Natürlich, mein werther Herr, haben seit der verhängnißvollen Stunde die einsichtsvollen Liberalen hier zu Lande nur den einen Wunsch, geendigt zu sehen, was niemals hätte angefangen werden sollen. Frankreich hatte tausendmal Unrecht, sich der innern Entwicklung Deutschlands widersetzen zu wollen; aber Deutschland würde einen nicht minder schweren Fehler begehen, wenn es die Integrität Frankreichs antasten wollte. Hat man die Absicht, Frankreich zu Grunde zu richten: nichts besser erdacht, als ein solcher Plan; verstümmelt würde Frankreich in Krämpfe gerathen und zu Grunde gehen. Wer, wie einige Ihrer Landsleute, der Meinung ist, Frankreich müsse aus

der Zahl der Völker getilgt werden, der ist nur folgerichtig, wenn er seine Verkleinerung verlangt; er sieht sehr wohl, daß diese Verkleinerung sein Ende sein würde. Wer dagegen, wie Sie, die Ueberzeugung hat, daß Frankreich für die Harmonie der Welt unentbehrlich ist, der hat die Folgen wohl zu erwägen, die eine Zerstückelung desselben nach sich ziehen würde. Ich kann hier mit einer Art von Unparteilichkeit sprechen. Ich habe mich mein Leben lang bestrebt, ein guter Patriot zu sein, soweit ein rechtschaffener Mann es sein soll, doch zu gleicher Zeit vor dem übertriebenen Patriotismus als einer Ursache des Irrthums mich in Acht zu nehmen. Zudem ist meine Philosophie der Idealismus: wo ich das Gute, Schöne, Wahre sehe, da ist mein Vaterland. Im Namen der wahren ewigen Interessen des Ideals würde ich trostlos sein, wenn Frankreich nicht mehr existiren sollte. Frankreich ist nöthig als Protestation gegen Pedantismus, Dogmatismus, engherzigen Rigorismus. Sie, der Voltaire so gut begriffen hat, müssen das begreifen. Der Leichtsinn, den man uns vorwirft, ist in seinem Grunde ernsthaft und anständig. Beachten Sie, daß, wenn unsre Geistesart mit ihren Vorzügen und Mängeln verschwinden würde, das menschliche Bewußtsein sicherlich ärmer gemacht wäre. Mannigfaltigkeit ist nöthig, und die erste Pflicht des Menschen, der mit wahrhaft frommem Sinn in die Plane der Gottheit eingeht, ist die Duldsamkeit, ja selbst die Achtung für die providentiellen Organe des geistigen Lebens der Menschheit, die ihm am wenigsten

gleichartig und ſympathiſch ſind. Ihr berühmter Mommſen hat vor wenigen Tagen in einem Briefe, der uns einigermaßen betrübt hat, unſre Literatur dem ſchlammigen Waſſer der Seine verglichen und gemeint, man ſollte die Welt vor ihr wie vor einem Gifte bewahren. Wie? dieſer ſtrenge Gelehrte kennt alſo unſre burlesken Journale und unſer thörichtes kleines Poſſentheater? Seien Sie verſichert, daß hinter der marktſchreieriſchen und elenden Literatur, die bei uns wie überall den Beifall des Haufens hat, es noch ein ſehr ausgezeichnetes Frankreich gibt, verſchieden von dem Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts, und doch deſſelben Stammes: für's Erſte eine Gruppe von Männern des höchſten Werthes und von vollkommenem Ernſte; dann eine ausgewählte Geſellſchaft, liebenswürdig und ernſthaft zugleich, fein, tolerant, eine Geſellſchaft die alles weiß ohne etwas gelernt zu haben, die das letzte Ergebniß jeder Philoſophie inſtinctmäßig vorausahnt. Hüten Sie ſich, dieſes Element zu verletzen. Frankreich, ein ſehr gemiſchtes Land, hat das Eigene, daß gewiſſe germaniſche Pflanzen darin oft beſſer als in ihrem heimiſchen Boden gedeihen; es ließe ſich das durch Beiſpiele aus unſrer Literargeſchichte des 12. Jahrhunderts belegen, durch die mittelalterlichen Heldengeſänge, die ſcholaſtiſche Philoſophie, die gothiſche Baukunſt. Sie ſcheinen zu glauben, daß durch gewiſſe radicale Maßregeln die Verbreitung der geſunden germaniſchen Ideen erleichtert werden würde. Täuſchen Sie ſich nicht: dieſe Propaganda wäre dann vielmehr rein

abgeſchnitten; das Land würde ſich mit Wuth in ſeine nationalen Bahnen, ſeine eigenthümlichen Fehler ſtürzen. „Um ſo ſchlimmer für Frankreich!“ werden Ihre Ultras ſagen. „Um ſo ſchlimmer für die Menſchheit!“ werde ich hinzuſetzen. Die Unterdrückung oder das Schwinden eines Gliedes ſetzt den ganzen Körper in Mitleidenſchaft.

Die Stunde iſt feierlich. Es gibt in Frankreich zwei Strömungen der Meinung. Die einen räſonniren ſo: „Machen wir dieſem verhaßten Handel ſo raſch wie möglich ein Ende; treten wir alles ab, Elſaß, Lothringen; unterzeichnen wir den Frieden; dann aber Haß auf den Tod, Vorbereitungen ohne Raſt, Allianz mit wem es ſich trifft, unbegrenzte Nachgiebigkeit gegen alle ruſſiſchen Anmaßungen; ein einziges Ziel, eine einzige Triebfeder für das Leben: Vertilgungskampf gegen die germaniſche Race.“ Andre ſagen: „Retten wir Frankreichs Integrität, entwickeln wir die conſtitutionellen Einrichtungen, machen wir unſre Fehler gut, nicht indem wir Rache träumen für einen Krieg, worin wir die ungerechten Angreifer waren, ſondern indem wir mit Deutſchland und England ein Bündniß ſchließen, deſſen Wirkung ſein wird, die Welt auf dem Wege der freien Geſittung weiter zu führen.“ Deutſchland wird entſcheiden, ob Frankreich dieſe oder jene Politik erwählen wird; es wird damit zugleich über die Zukunft der Geſittung entſcheiden.

Ihre hitzigen Germaniſten berufen ſich darauf, das Elſaß ſei ein deutſches Land, unrechtmäßiger Weiſe vom deutſchen Reiche abgeriſſen. Bemerken Sie, wie die Na-

tionalitäten sämmtlich nur gleichsam in Bausch und Bogen miteinander abgefunden sind; fängt man einmal an, in dieser Art über die Ethnographie jedes Gaues zu räsonniren, so öffnet man endlosen Kriegen Thür und Thor. Schöne französisch redende Provinzen bilden keinen Bestandtheil von Frankreich, und das ist sehr vortheilhaft, für Frankreich selbst. Slavische Länder gehören zu Preußen. Diese Unregelmäßigkeiten sind der Civilisation sehr förderlich. Die Vereinigung des Elsasses mit Frankreich z. B. ist eines der Ereignisse, die der Propaganda des Germanismus am meisten Vorschub geleistet haben; das Elsaß ist das Thor, durch welches die Ideen, die Methoden, die Bücher aus Deutschland in der Regel eingehen, um zu uns zu gelangen. Es ist außer Streit, wollte man das elsässische Volk befragen, so würde eine unermeßliche Majorität sich für das Verbleiben bei Frankreich aussprechen. Ist es Deutschlands würdig, sich mit Gewalt eine widersetzliche, erbitterte, vollends seit der Verwüstung Straßburgs unversöhnlich gewordene Provinz anzueignen? Man ist in der That zuweilen betroffen von der Kühnheit Ihrer Staatsmänner. Der König von Preußen scheint im Zuge, sich die Lösung der französischen Frage aufzubürden, Frankreich eine Regierung geben und diese demgemäß auch aufrecht erhalten zu wollen. Kann man muthwilligerweise nach einer solchen Last verlangen? Wie ist es möglich, nicht einzusehen, daß die Consequenz dieser Politik wäre, Frankreich für ewige Zeiten mit 3 bis 400,000 Mann besetzt zu halten? Deutsch-

land will also mit dem Spanien des 16. Jahrhunderts wetteifern? Und seine große und hohe Geistesbildung, was sollte aus ihr bei solchem Spiele werden? Es nehme sich in Acht, daß nicht eines Tags, wenn man die ruhmvollsten Tage der germanischen Race bezeichnen will, man der Periode ihrer Militärherrschaft, die vielleicht durch geistige und sittliche Erniedrigung bezeichnet sein wird, die ersten Jahre unsres Jahrhunderts vorziehe, wo sie, äußerlich besiegt, erniedrigt, der Welt die höchste Offenbarung der Vernunft gab, welche die Menschheit bis dahin gekannt hatte.

Man muß erstaunen, daß einige Ihrer besten Geister dieß nicht einsehen, und besonders, daß sie gegen eine europäische Intervention in diesen Fragen sind. Der Friede kann, so scheint es, nicht direct zwischen Frankreich und Deutschland geschlossen werden; er kann nur das Werk Europa's sein, das den Krieg mißbilligt hat, und wollen muß, daß kein Glied der europäischen Familie allzusehr geschwächt werde. Sie sprechen mit gutem Rechte von Garantien gegen die Wiederkehr ungesunder Gelüste; aber welche Garantie könnte stärker sein, als wenn Europa von neuem die gegenwärtigen Grenzen sanctionirte und jedem Theile untersagte, an eine Verrückung der durch die alten Verträge gesetzten Marksteine zu denken? Jede andere Lösung würde das Thor offen lassen für Rachehandlungen ohne Ende. Wenn Europa dieß thut, so wird es für die Zukunft den Keim der fruchtbarsten Institution gelegt haben, einer Centralautorität, meine ich,

einer Art von Congreß der vereinigten europäischen Staaten, der den Nationen Recht spricht, sich über sie stellt und das Nationalitätsprincip durch das Princip der Föderation regulirt. Bis auf unsere Tage hat diese Centralmacht der europäischen Gemeinschaft sich nur wirksam gezeigt in vorübergehenden Coalitionen gegen das Volk, das auf Universalherrschaft Anspruch machte; es wäre gut, wenn sich eine permanente und präventive Coalition bildete zur Aufrechthaltung der großen gemeinsamen Interessen, die doch zuletzt die der Vernunft und Civilisation sind.

Das Princip der europäischen Föderation kann so eine Grundlage der Vermittlung bilden, ähnlich derjenigen, die im Mittelalter die Kirche bot. Man ist bisweilen versucht, eine verwandte Rolle den demokratischen Tendenzen und der Bedeutung zu leihen, die in unsern Tagen die socialen Probleme gewinnen. Die Bewegung der zeitgenössischen Geschichte besteht darin, daß die patriotischen Fragen auf der einen Seite und die demokratisch-socialen auf der andern sich die Wage halten. Diese letzteren Probleme haben eine Seite der Berechtigung und werden in gewissem Sinne vielleicht die großen Friedensstifter der Zukunft sein. Es ist gewiß, daß die demokratische Partei, ihrer Verirrungen ungeachtet, sich mit Aufgaben beschäftigt, die höher liegen als das Vaterland; die Anhänger dieser Partei reichen sich die Hände über alle Scheidewände der Nationalitäten hinüber und zeigen große Gleichgültigkeit gegen die Fragen des Ehrenpunkts, die vor allen den Adel und die Militärs berühren. Die Tausende von

armen Leuten, die ſich jetzt gegenſeitig morden für eine Sache, die ſie nur halb verſtehen, haſſen ſich nicht, ſie haben gemeinſame Bedürfniſſe, gemeinſame Intereſſen. Daß ſie dereinſt dahin kommen werden, ſich zu verſtändigen und ſich die Hände zu reichen trotz ihrer Anführer, das iſt ohne Zweifel ein Traum; es läßt ſich indeß mehr als ein Weg vorherſehen, auf dem Preußens maßloſe Politik derartigen Ideen einen von ihm ungeahnten Vorſchub leiſten kann. Es iſt ſchwer denkbar, daß dieſe Wuth einer Handvoll Menſchen, der Ueberreſte alter Ariſtokratien, noch lange im Stande ſein ſollte, Maſſen friedlicher Bevölkerungen zur Schlachtbank zu führen, die auf dem Standpunkt einer ziemlich vorgerückten demokratiſchen Denkart angekommen und mehr oder minder mit ökonomiſchen Ideen (ihnen ſind ſie heilig) getränkt ſind, deren Eigenthümliches eben darin beſteht, daß ſie gegen die nationalen Rivalitäten gleichgültig machen.

Ach, mein theurer Herr, wie gut hat Jeſus gethan, ein Reich Gottes zu gründen, eine Welt, erhaben über Haß, Eiferſucht und Stolz, wo der Geachtetſte nicht wie in der traurigen Zeit, worin wir leben, derjenige iſt, der am meiſten Uebles thut, der ſchlägt, tödtet, beſchimpft, der größte Lügner, der Unehrlichſte, Ungezogenſte, der Mißtrauiſchſte und Treuloſeſte, der Fruchtbarſte an böſen Anſchlägen, an teufliſchen Ideen iſt, am wenigſten Mitleid und Verzeihung kennt, am wenigſten Lebensart hat, der ſeinen Gegner überraſcht und ihm die ſchlimmſten Streiche ſpielt; ſondern der Sanfteſte, der Beſcheidenſte,

der am meiſten aller Dreiſtigkeit, aller Prahlerei und Härte fern iſt, der aller Welt den Vortritt läßt, der ſich als den Letzten betrachtet. Der Krieg iſt ein Gewebe von Sünden, ein widernatürlicher Zuſtand, wo man das als ſchöne Handlung empfiehlt, was man zu jeder andern Zeit als Fehler und Verbrechen meiden heißt; wo es Pflicht iſt, ſich über das Unglück des Andern zu freuen, wo derjenige, der Gutes für Böſes thun, der die evangeliſche Vorſchrift, Unrecht zu verzeihen, ſich ſelbſt zu erniedrigen, üben wollte, abgeſchmackt und ſelbſt tadelnswerth erſcheinen würde. Was den Eintritt in Walhalla eröffnet, verſchließt den in das Reich Gottes. Haben Sie bemerkt, daß weder in den acht Seligkeiten, noch in der Bergpredigt, noch ſonſt im Evangelium, noch in der ganzen urchriſtlichen Literatur ein Wort ſich findet, das die kriegeriſchen Tugenden unter denjenigen aufführte, die das Himmelreich gewinnen?

Beſtehen wir auf dieſen großen Friedenslehren, die den Menſchen entgehen, die, von ihrem Stolze bethört, durch ihre ewige und ſo unphiloſophiſche Todesverachtung fortgeriſſen ſind. Niemand hat das Recht, gegen das Unglück ſeines Vaterlandes gleichgültig zu ſein; aber der Philoſoph wie der Chriſt hat immer Gründe, zu leben. Das Reich Gottes kennt weder Sieger noch Beſiegte; es beſteht in den Freuden des Herzens, des Geiſtes und der Einbildungskraft, die der Beſiegte mehr als der Sieger ſchmeckt, wenn er ſittlich und geiſtig höher ſteht. Ihr großer Göethe, Ihr bewundernswerther Fichte, haben ſie

uns nicht gelehrt, wie man ein edles und folglich glückliches Leben führen kann mitten in der äußern Erniedrigung seines Vaterlandes? Mir gibt übrigens Eines zu großer Seelenruhe Grund. Im letzten Jahre, bei den Wahlen zum gesetzgebenden Körper, bot ich mich den Wählern an; ich wurde nicht gewählt; aber meine Anschläge finden sich noch an den Mauern der Dörfer des Seine- und Marne-Departements, und darin ist zu lesen: „Keine Revolution, keinen Krieg! Ein Krieg wäre ebenso verderblich wie eine Revolution.“ Um ein ruhiges Gewissen zu haben in Zeiten wie die unsrigen, muß man sich sagen können, daß man das öffentliche Leben so wenig grundsätzlich gemieden als gesucht hat.

Erhalten Sie mir immer Ihre Freundschaft und bleiben meiner wärmsten Zuneigung versichert.

Paris 13. Sept. 1870.

Ernst Renan.

III.

Strauß an Renan.

Sie haben, hochgeehrter Herr, meinem Wunsche stattgegeben, Sie haben mein offenes Schreiben an Sie in derselben Form beantwortet, und Sie haben dieß in einer so freundlichen, liebenswürdigen Art gethan, daß ich Ihnen den Dank dafür nicht schuldig bleiben darf. Ihr Antwortschreiben erneuert mir die ermuthigende Ueberzeugung, mit Ihnen auf gleichem Boden zu stehen und, bei aller Abweichung über die Wege, doch demselben Ziele zuzustreben. Redliche Förderung der Menschheit auf der Bahn freier harmonischer Entwicklung ist für uns beide der Leitstern unseres Denkens und Schaffens; wobei jeder, wie billig, zunächst auf seine eigene Nation zu wirken, aber auch die des andern zu verstehen sucht und zu schätzen weiß.

Gar wohlthuend haben mich gleich im Eingang Ihres Schreibens die Worte warmer Anerkennung berührt, die Sie der deutschen Literatur unserer classischen Periode widmen. Und gern und aufrichtig stimme ich dagegen Ihnen zu, wenn Sie von dem Beurtheiler Ihrer Nation verlangen, daß er von den ungesunden Producten einer fri-

volen Tagesliteratur die gehaltvollen Früchte der Arbeit ernſter Geiſter, von dem Frankreich des Tandes und der Mode einen gediegenen Kern, von der ſchlechten ſittenloſen Geſellſchaft eine gute, tief und wahrhaft gebildete zu unterſcheiden wiſſe. Es kann nicht geläugnet werden, es iſt während der letzten Jahrzehnte von Frankreich, in Form von Romanen und Theaterſtücken insbeſondere, ein ſolcher Giftſtrom ausgefloſſen, daß man dem deutſchen Gelehrten, deſſen Sie gedenken, ſein zürnendes Wort nicht verargen darf. Aber wenn er, um ſich dazu veranlaßt zu finden, nicht nöthig hatte nach Paris zu reiſen, wenn er alle die Schandſtücke, alle die ſchamloſen Tänze in Berlin ſelber aufführen ſehen konnte, ſo liegt hierin für uns Deutſche bereits das beſchämende Geſtändniß, daß wir durch willfährige Aufnahme uns zu Mitſchuldigen der franzöſiſchen Verderbniß gemacht haben. Und andrerſeits eine Literatur, in der eben während dieſer Zeiten des Verfalles ſo edle und feine Geiſter wie — um nur Einen, leider verſtorbenen, zu nennen — Sainte-Beuve gewirkt haben, die dürfen wir nicht in Bauſch und Bogen als eine verderbliche von uns weiſen. Nur tiefer gedrungen und weiter verbreitet als franzöſiſche Patrioten wohl ſich ſelbſt geſtehen mögen, und als auch wir Deutſchen noch vor kurzem vermutheten, iſt dort nicht allein in der Literatur, ſondern auch im Volke das Verderben; von dieſer allgemeinen Fäulniß und Auflöſung aller ſittlichen Bande haben wir vor dem gegenwärtigen Kriege keine Vorſtellung gehabt.

Von Ihrer Einsicht und Billigkeit war es nicht anders zu erwarten, als daß sie uns Deutschen, neben der geistigen und sittlichen Geltung die wir uns unter den Völkern errungen, auch das Recht zugestehen würden, uns verhältnißmäßig politisch geltend zu machen. Sie gönnen diesem „Volke von Denkern" auch bei der Theilung der Erde ein Stück. Daß aber das für jenes lose Aggregat unabhängiger Groß-, Mittel- und Kleinstaaten, das bis 1866 Deutschland hieß, nicht erreichbar, daß dazu die Zusammenfassung der deutschen Stämme und Staaten in einen wirklichen Gesammtstaat erforderlich war, sehen Sie gleichfalls ein. Warum, fragen Sie in der geistvollen Abhandlung über den deutsch-französischen Krieg in der Revue des deux Mondes, warum Deutschland das Recht versagen, dasjenige bei sich zu thun, was wir bei uns gethan, wozu wir Italien geholfen haben? Wenn also und insoweit Frankreich uns deßwegen den Krieg erklärt hat, weil es unsere staatliche Erstarkung nicht dulden wollte, geben Sie ihm entschieden Unrecht.

Aber Sie geben davon nicht dem französischen Volke und geben überhaupt Frankreich nicht die ganze, höchstens die halbe Schuld. Nach Ihnen ist das französische Volk friedlich gesinnt; es braucht und es will Muße, seine reichen Hülfsquellen auszubeuten, seine politischen Einrichtungen im Sinne der Freiheit auszubauen. Ich muß glauben, daß Sie Ihr Volk kennen; aber woher kommt denn der Zauber, welchen der Ruf nach der Rheingränze immer wieder auf dasselbe ausübt? woher die sonderbare

Vorſtellung, daß es nicht bloß für Waterloo, das ihm eine Niederlage und den endgültigen Sturz des erſten Kaiſerreichs mit ſeiner Herrlichkeit brachte, ſondern auch für Sadowa, wo es keinen Mann und keinen Fußbreit Landes verlor, Genugthuung, Rache zu nehmen habe? Woher anders als daher, daß zu den offenen Wunden Frankreichs nicht bloß, was Sie als ſolche bezeichnen, der Mangel einer allgemein anerkannten Dynaſtie, ſondern ganz beſonders auch dieſe krankhaft reizbare Eiferſucht Deutſchland gegenüber gehört. Sie werden ſelbſt geſtehen müſſen, daß das Verlangen nach der Rheingrenze ſeit mehr als 50 Jahren jeder Franzoſe buchſtäblich mit der Muttermilch einſaugt; und wie viele ſind deren, die ſich von einem mit der Muttermilch eingeſogenen Vorurtheil durch ſpäteres Nachdenken losmachen? Einer auf Tauſend nicht einmal. Wenn Sie alſo ſagen: dieſer Krieg ließ ſich vermeiden, ſo erwiedere ich: ja, wenn die Franzoſen ſich verwandeln ließen. Solange ſie die blieben die ſie ſind, mochten ſie eine Republik oder eine Monarchie bilden, unter einem Kaiſer oder einem König ſtehen, es konnte jeden Augenblick der Fall eintreten, daß jene Reizbarkeit erregt wurde, die Regierung dem Druck von unten, dem Drängen einer Partei, dem Geſchrei der Preſſe nicht widerſtehen zu können glaubte, und ſich zum Kriege fortreißen ließ.

Um ſo mehr, urtheilen Sie, hätte Deutſchland Urſache gehabt, die franzöſiſche Empfindlichkeit zu ſchonen; daß Preußen aus übel angebrachtem Stolze verſchmäht

habe dieſe Rückſicht zu nehmen, darin beſtehe die Hälfte ſeiner Schuld an dem Unheil, das über beide Völker gekommen. Für den wenigſtens negativen Beiſtand, welchen Napoleon III. Preußen zu ſeinem Unternehmen von 1866 geleiſtet, d. h. dafür, daß er daſſelbe nicht verhindert habe, ſei ihm Preußen zu Dank verpflichtet geweſen, und dieſen Dank hätte es ihm füglich durch Ueberlaſſung des unbedeutenden Luxemburg abſtatten können. Sie ſelbſt geſtehen, daß nichts abgemacht, keine Zuſage gegeben, auch die Geſinnung des Kaiſers noch im Schwanken geweſen, als Preußens Heer ohne ſein Zuthun auf dem Schlachtfelde von Königgrätz die Sache entſchied. Welche ſeltſame Großmuth wird Preußen zugemuthet mit dem Verlangen, es hätte, nachdem es durch eigene Kraft den Preis errungen, dem Nachbar, der nichts dazu, nur auch nichts dawider gethan, einen Lohn ausbezahlen ſollen, den es nicht verſprochen, der andere nicht verdient hatte? Oder wenn je von einem Danke geredet werden ſoll, gut, ſo gehörte für eine bloß negative Unterſtützung auch nur ein negativer Dank, d. h. daß, wenn Napoleon einmal etwas ähnliches auszuführen Luſt empfand, auch Preußen ſeinerſeits ihm nicht in den Weg trat; und wie? dieſes Negative hatte ihm ja Preußen zum voraus ſchon geleiſtet, indem es der Einverleibung von Savoyen und Nizza in das franzöſiſche Kaiſerreich keinen Widerſtand entgegengeſetzt hatte. Aber die öffentliche Meinung in Frankreich hätte Preußen ſchonen, durch Abtretung Luxemburgs der franzöſiſchen Regierung den Verzicht auf weitere Forderungen erleichtern

ſollen. Als ob Preußen nicht auch eine öffentliche Meinung zu ſchonen gehabt, und als ob ihm die in Deutſchland nicht wichtiger hätte ſein müſſen als die franzöſiſche! Unſere alten Kaiſer hatten ſich „allezeit Mehrer des Reichs" genannt; aber es lag vor Augen, daß ſie ſeit 200 Jahren allezeit vielmehr Minderer deſſelben geweſen waren, eine Provinz nach der andern vom Reiche hatten abkommen laſſen. Nun hatte ſich der König von Preußen an den Platz dieſer alten Kaiſer geſtellt: durfte er als Minderer des Reichs debütiren? Nachdem er ſoeben mehrere deutſche Provinzen für ſich erobert, durfte er in die verrufenen Spuren der habsburgiſchen Kaiſer dadurch treten, daß er dagegen, wie ſie ſo oft gethan, eine deutſche Provinz, die nicht ihm gehörte, an Frankreich kommen ließ? Sie haben die Vorwürfe nicht ſo in der Nähe gehört, die damals bei uns auf die bloße Vermuthung hin, daß ſo etwas geſchehen könnte, von Particulariſten und Demokraten auf Preußen gehäuft wurden, das ſich als Schirmvogt Deutſchlands ſo ſchlecht bewähre. Im Frühjahr 1866, ehe Preußen ſeine Kraft erprobt hatte, ließ ſich ein Abkommen der Art denken und zur Noth entſchuldigen; jetzt, nachdem es dieſelbe im Kampf mit Oeſterreich gemeſſen hatte, wäre ein ſolches Zugeſtändniß als Mangel an Muth und Redlichkeit zugleich erſchienen: gilt ja doch die vermittelnde Auskunft, die damals mit Luxemburg getroffen wurde, noch heute manchen als ein Flecken auf Preußens Schild, auf den ſie gelegentlich immer wieder hindeuten.

Ich zweifle, ob dieſer Luxemburger Handel, wobei ſich

Preußen, nach deutſcher Anſchauung wenigſtens, faſt allzu nachgiebig bewieſen hat, die rechte Veranlaſſung war, um, wie Sie thun, das Hohenzollern'ſche Haus vor Uebermuth zu warnen. Aber auch ſonſt zeigt die Geſchichte nicht, daß Uebermuth zu den Erbfehlern dieſes Hauſes gehöre. Um weiter nicht als in das vorige Jahrhundert zurückzugehen, ſo haben wir Deutſchen den Vater des großen Friedrich, den König mit dem Zopf und der Rieſengarde zu Potsdam, als einen Bären in der Vorſtellung, den das Kaiſerhaus Oeſterreich an dem Ringe alten Reſpects und ſtets neuer Intriguen, den es ihm durch die Naſe gezogen, bei allem Brummen ſeinerſeits, doch lebenslänglich führte; in Friedrich allerdings ſchwang der preußiſche Adler ſich zu einem Flug empor, deſſen Kühnheit alle Welt bewunderte; aber mit dem Tode des großen Königs ſank er flügellahm zu Boden. Bald kamen die Zeiten, wo der Adler des neuen franzöſiſchen Kaiſerreichs den preußiſchen in den Käfig ſperrte; dieſer gebrauchte Krallen und Schnabel ſich loszuringen, es war ein großer Augenblick: aber, du lieber Himmel, es ſind nicht bloß die älteren unter uns die es noch mit angeſehen haben, wie demüthig mehr als ein Menſchenalter hindurch der einhalſige preußiſche Adler im Dienſte der beiden Doppeladler Mäuſe (Demagogen und Revolutionäre) fing! Kaum ſind es zehn Jahre, daß er ſich wieder erinnert hat, was für ein Vogel er eigentlich iſt, und allerdings hat er in der kurzen Zeit bereits zwei Flüge gemacht, die der Welt noch mehr als jene frühern zum Erſtaunen und faſt zum

Schrecken gereichen. Aber im Gegentheil, Mäßigung, nicht Uebermuth, iſt Hohenzollern'ſche Tradition. Schleſien wollte Friedrich von Oeſterreich haben, aber weiter nichts; und ſo wird man auch finden, daß Wilhelm I. ſeine Anſprüche an Frankreich ebenſo beſtimmt begrenzt hat als er ſie durchführen wird.

Doch nicht bloß das preußiſche Königshaus, auch Volk und Staat in Preußen geben Ihnen zu allerlei Bedenken Anlaß. Sie und Ihre Geſinnungsgenoſſen, berichten Sie, haben ſich im Jahr 1866 der preußiſchen Erfolge gefreut, doch in der Vorausſetzung, daß ſofort Preußen in Deutſchland aufgehen, an die Stelle des engen ſteifen preußiſchen Weſens das deutſche mit ſeiner Weite und Fülle treten werde. Da Sie jetzt ſchon über Enttäuſchung klagen, ſo hatten Sie alſo jene Umwandlung während der Friſt von vier Jahren erwartet. Das will mir faſt etwas zu kurz gemeſſen ſcheinen. So ſchnell geht es mit einer ſolchen Umgeſtaltung doch wohl nicht, zumal ja gerade diejenigen Länder, die dabei das meiſte hätten wirken müſſen, die ſüddeutſchen, bis heute noch nicht in nähere Verbindung mit Preußen getreten ſind. Gewiß, auch wir wünſchen das Aufgehen Preußens in Deutſchland; aber es geht uns damit wie jenem Kirchenvater mit dem Geſchenk der Keuſchheit, wir wünſchen es doch noch nicht ſo geſchwind. Wir übrigen Deutſchen können die Einwirkung des unvermiſchten preußiſchen Weſens noch eine geraume Zeit gar wohl brauchen, wir haben von Preußen als ſolchem noch viel zu lernen. Ich bin ein

Süddeutſcher, wie Sie wiſſen, kann alſo hier keiner Parteilichkeit verdächtig ſein. Ich will aber auch nach der andern Seite hin ganz offen ſprechen. Liebenswürdig iſt auch uns, ich meine auch den preußiſch geſinnten Süddeutſchen, das ſpecifiſch preußiſche Weſen nicht. Dieſes Abſprechen, dieſes Beſſerwiſſen, dieſe Meinung, weil ſie das Wort viel früher finden als wir, ſo ſeien ſie uns auch im Denken unendlich voraus, ſind für uns beleidigend. Wir glauben, was Denkkraft betrifft, ihnen nicht nachzuſtehen, an Gemüth und Einbildungskraft ſie ſogar zu übertreffen. Aber Eines muß der Süddeutſche, der nicht in ſeiner Eigenart eigenliebig befangen iſt, dem Norddeutſchen, dem Preußen insbeſondere, laſſen: als „politiſches Thier" iſt er dem Süddeutſchen überlegen. Er verdankt dieß theils der Natur ſeines Landes, das, kärglich ausgeſtattet, mehr zur Arbeit treibt, als zum Genuß einlädt; theils ſeiner Geſchichte, der Zucht und Schulung unter harten aber tüchtigen Fürſten, der allgemeinen Wehrpflicht vor allem, dem Palladium des preußiſchen und hoffentlich nun des geſammten deutſchen Staats, das aber bis auf die neueſte Zeit dem übrigen, beſonders dem ſüdlichen Deutſchland fehlte. Dieſes Inſtitut macht den Staat und die Pflicht gegen denſelben in allen Schichten der Bevölkerung gleichſam allgegenwärtig; mit jedem Sohne der heranwächſt, jedes Jahr, wenn die Zeit der Uebungen kommt, wird jede Familie aufs unmittelbarſte und lebendigſte an den Staat, aber mit der Pflicht gegen denſelben auch an deſſen Ruhm und Stärke, an die Ehre ihm anzugehören erinnert.

Glauben Sie mir, mit den ſo geſchulten Preußen verglichen, ſind wir Süddeutſchen doch nur, wenn Sie mir den niedrigen Ausdruck nachſehen wollen, gemüthliche Bummler. Mit unſerer Gefühlswärme und Treuherzigkeit geht eine gewiſſe Bequemlichkeit, Läſſigkeit und Weichlichkeit Hand in Hand. Wir leben ſo gerne nur nach Herzensluſt; während in Preußen, möchte man ſagen, der kategoriſche Imperativ ſeines großen Philoſophen als ſtaatliches Pflichtgefühl das ganze Volk durchdringt. Wie leicht hier ſelbſt der Vorzug zum Fehler wird, können wir am beſten an uns Württembergern erkennen. Die ſtändiſche Verfaſſung dieſes kleinen Landes, „das alte gute Recht," von dem noch Uhland ſang, war Jahrhunderte lang der Hort, wodurch es, trotz allerlei deſpotiſcher Eingriffe, doch ſeine Zuſtände immer in leidlicher Ordnung erhielt; während ein trefflicher Jugendunterricht in hohen wie niedern Schulen die Durchſchnittsbildung hob und dem Volke das Bewußtſein deſſen gab, was es an ſeiner Verfaſſung und Verwaltung hatte. Das hat nun aber andrerſeits einen Geiſt der Selbſtzufriedenheit, des beſchränkten Behagens in den kleinen Verhältniſſen groß gezogen, der einer Ausdehnung des politiſchen Geſichtskreiſes äußerſt hinderlich geworden iſt. Dem echten und gerechten Württemberger war ſein Ländchen die Heimath alles Richtigen, Soliden und Gediegenen; über der Grenze fing für ihn alsbald theils Unverſtand theils Schwindel an, und das preußiſche Weſen insbeſondere lebte bis auf die neueſte Zeit nur als Zerrbild in ſeiner Vorſtellung. So iſt es

gekommen, daß ein übrigens höchst begabter und tüchtiger deutscher Stamm oder Stammestheil doch in politischer Hinsicht während der letzten Jahre sich als den zurückgebliebensten gezeigt hat.

Schon der Krieg von 1866 übrigens mit seinen Erfolgen gab unsern Süddeutschen viel zu denken: der jetzige Krieg, so steht zu hoffen, wird die Berichtigung ihrer Vorstellungen vollenden. Sie müssen einsehen, daß, wenn sie auch diesem Kampf ihre Arme geliehen haben, doch Preußen den Kopf dazu hergegeben hat. Ohne den preußischen Kriegsplan der sie leitete, ohne die preußische Heereseinrichtung der sie sich anschließen konnten, würden sie, das müssen sie fühlen, mit all ihrem guten Willen, all ihrer Stärke und Mannhaftigkeit, doch nichts gegen die Franzosen ausgerichtet haben. Und nicht an Muth und Tapferkeit, wohl aber an Zucht und Pünktlichkeit — das kann ihnen gleichfalls während dieses Krieges nicht entgangen sein — haben sie noch viel zu thun wenn sie den Preußen nachkommen wollen. Ein größerer Staat, ausschließlich aus süddeutschen Elementen gebildet, würde wohl einen wohlgenährten und vollsaftigen, aber auch einen schwammigen und unbehülflichen Körper geben; wie ausschließlich norddeutsche Bestandtheile zwar einen festen und behenden, aber doch wohl zu magern und trockenen: zu unserem künftigen deutschen Staate wird Preußen das starke Knochengerüste und die straffen Muskeln hergeben, die das südliche Deutschland mit Fleisch und Blut ausfüllen und ausrunden mag. Und nun glaube man noch,

daß ein Theil den andern ohne Schaden entbehren könne; nun zweifle man noch, daß beide beſtimmt ſeien, erſt mit und durch einander zum vollkommenen Staats- und Volkskörper zu gedeihen! „Herb iſt des Lebens innerſter Kern,“ hat gerade unſer ſüddeutſcher Dichter geſungen. An dem Stamme, der den Kern eines großen lebensfähigen Staates bilden ſoll, iſt das Herbe kein Fehler.

Sie entſchuldigen dieſe Abſchweifung, hochgeehrter Herr, die allerdings mehr an die Adreſſe meiner lieben Landsleute als an die Ihrige gerichtet iſt; ſie war aber veranlaßt durch Ihr Bedauern, von einem Aufgehen Preußens in Deutſchland noch ſo wenig bemerken zu können. Meine Meinung iſt, daß es damit keine Eile hat, daß daſſelbe aber, ſoweit es wünſchenswerth, ſeiner Zeit ſicher erfolgen wird. Auch Sie, finde ich, geben dieſe Hoffnung nicht auf; ja Preußens ganze Obmacht in Deutſchland erſcheint Ihnen ſchon darum nur als etwas vorübergehendes, weil ſie Ihnen zufolge bloße Rückwirkung der Furcht vor Frankreich iſt. Unter die Fittige des preußiſchen Adlers ducken ſich die deutſchen Küchlein nur darum ſo willig, weil ſie da Schutz vor dem galliſchen Hahn mit ſeinem ewigen Scharren und Krähen zu finden glauben. Höre dieſer auf zu drohen — und dazu hoffen Sie ihn zu überreden —, ſo werden ſie ſich ſchon wieder hervormachen; mit der Gefahr, leſen wir in dem Aufſatz in der Revue, werde auch die Einheit verſchwinden, und Deutſchland zu ſeinen natürlichen Inſtincten, der Uneinigkeit und dem Particularismus, zurückkehren. „Die feinen Bevölkerungen von

Sachsen und Schwaben (danke im Namen der Schwaben schönstens für das uns selten gespendete Eigenschaftswort) werden es satt bekommen, meinen Sie, sich in die preußischen Regimenter stecken zu lassen; das südliche Deutschland insbesondere werde seine frohe und freie, heitere und harmonische Lebensweise wieder annehmen."

Das letztere geht auf das preußische Muckerthum, und hier ist nun begreiflich wieder ein Punkt, wo Sie sich meiner und meiner Gesinnungsgenossen voller Zustimmung versichert halten dürfen. Was Sie in dem oftgenannten Aufsatz von dem olympischen Spotte sagen, den Goethe, in das jetzige Berlin versetzt, über diese „frommen Krieger und gottesfürchtigen Generale" ausgießen würde, ist allerliebst. Ein Cultusministerium Mühler in einem Staate, der sich so gerne den Staat der Intelligenz nennen hört, fordert freilich den Hohn heraus. Im vorigen Jahrhundert wurden doch erst nach dem Tode des Heldenkönigs die Wöllner und Bischofswerder möglich: jetzt in der Umgebung des Fürsten, der mit so glänzendem Erfolge Friedrichs Schwert gezogen, zugleich die Betbrüder Friedrich Wilhelms II. zu sehen, ist ein seltsamer Anblick; obwohl, soweit es nicht zur Clique wird oder der Heuchelei Vorschub thut, auch hier das Wort in Kraft bleibt, daß es jedem freistehen muß, nach seiner Façon selig zu werden. Es wird vorübergehen, hoffen wir, wie noch ein anderes vorübergehen wird das Sie rügen, die Junkerherrschaft im preußischen Staate. Wir werden es zwar dem deutschen Adel nie vergessen, daß er uns einen Bismarck und Moltke,

wie früher einen Stein und Gneiſenau, gegeben hat; und die prinzlichen und adeligen Heerführer in dem gegenwärtigen Kriege machen ihre Sache ſo vortrefflich, daß Bürgerliche an ihrer Stelle es auf keinen Fall beſſer könnten; während auf franzöſiſcher Seite der in den Torniſter jedes Gemeinen gelegte Marſchallsſtab die berufenen Wunder dießmal hat vermiſſen laſſen. Das hindert jedoch nicht, daß uns die an Ausſchließung grenzende Schwierigkeit, die es im preußiſchen Staate für den Bürgerlichen hat, zu den höheren Stellen in der Verwaltung und beſonders im Heere ſich emporzuſchwingen, als ein Mangel, als ein Reſt alter Vorurtheile erſcheint, und daß wir für den neu zu begründenden deutſchen Staat volle Freiheit der Concurrenz ohne Standesunterſchied verlangen. Und wir hoffen damit um ſo gewiſſer durchzudringen, je weniger, wie Sie es anzuſehen ſcheinen, das preußiſche Heerweſen einen adeligen Officierſtand zur Vorausſetzung hat. Es iſt keineswegs der Junker, den der preußiſche Soldat in ſeinem Officier reſpectirt, ſondern der Vorgeſetzte, weiterhin die Ordnung des Dienſtes und das Geſetz des Staats; das preußiſche Militärſyſtem, das Vornehm und Gering, Reich und Arm, unter die gleichen Fahnen ſtellt, der gleichen Ordnung unterwirft, zu den gleichen Opfern heranzieht (Opfer die übrigens auch in dieſem Kriege der Adel im ſchönſten Wetteifer mit dem Bürger- und Bauernſtande gebracht hat), iſt eine im beſten und geſündeſten Sinne demokratiſche Inſtitution.

Um ſo ſchlimmer wäre es, wenn, wozu Sie die Aus-

ſicht eröffnen, die übrigen, beſonders die ſüdlichen Deutſchen es jemals ſatt bekommen würden, ſich dem preußiſchen Heerweſen anzuſchließen. Nein, geſtatten Sie mir es zu ſagen, ſo gering denke ich von meinen ſüddeutſchen Brüdern, ſo trüb von der deutſchen Zukunft nicht. Sie glauben uns etwas gutes zu wünſchen oder vorherzuſagen, und wundern ſich, daß wir das Wohlgemeinte zurückweiſen. Aber wir ſehen nichts anderes darin als den Wunſch jenes Römers, eines edeln hochherzigen Mannes ohne Zweifel, und der nichts dafür konnte daß er eben doch Römer war und blieb: das Wort des Tacitus meine ich, wo er die Götter bittet, unter den jugendfriſchen germaniſchen Stämmen zum Beſten des alternden Roms die Zwietracht erhalten zu wollen. Nein, wenn erſt unſere Heere ſieggekrönt über den Rhein in ihre heimathlichen Gaue zurückkehren, wenn ſie ſo manchen nicht mehr mit heimbringen werden, der froh und friſch mit ihnen ausgezogen war: dann werden ſie uns als den beſten und nicht zu theuer erkauften Siegespreis die Unmöglichkeit zurückbringen, daß, die jetzt in ſo vielen Schlachten ſich zur Seite geſtanden, für dieſelbe Sache gegen denſelben Feind gekämpft und geblutet haben, jemals wieder ſich ſollten feindlich gegenüberſtehen, ja nur jemals wieder von einander laſſen können. Das Blut ſeiner Söhne aus Nord und Süd wird Deutſchlands Einheit für alle Zukunft gekittet haben; denn auch in dieſem Sinn iſt es ein wahres Wort: „Blut iſt ein ganz beſondrer Saft.“

Allerdings, hochgeehrter Herr, rechnen wir auch noch auf einen unmittelbareren Siegespreis; hat doch der Krieg, wenn er einmal über die Nothwehr hinaus ist, in der Regel den Zweck, dem Feind etwas abzugewinnen. Sie denken an Land, und daran wollen Sie nicht daß wir Deutschen denken sollen. Zunächst denken wir auch nicht daran, sondern nur an unsere Sicherheit, und glauben Sie mir, wenn Sie im Stande wären, uns von Seiten Ihrer Landsleute dieser Sicherheit zu versichern, so möchten wir wegen des Landes wohl mit uns reden lassen. Aber eben damit hat es gute Wege: das fühlen Sie selbst, und so fühlt man es auch Ihrer Rede an. Sie steigern hier ein wenig, will mir scheinen. Darunter verstehe ich nicht die bewegten Worte, womit Sie für die Unentbehrlichkeit Frankreichs im Chor der europäischen Culturvölker eintreten. Frankreich die lebendige Protestation gegen Pedantismus, Dogmatismus und Rigorismus — das ist ein Wort, welches ich von ganzem Herzen unterschreibe. Gewiß, diese Saite an der Leier der Menschheit könnte nicht gesprengt werden ohne deren Vollstimmigkeit zu schmälern. Aber einer Chorstimme piano zurufen, heißt noch lange nicht sie verstummen machen. Und daß Frankreich durch seine grellen Trompetenklänge unsere europäische Harmonie doch mitunter auch arg gestört hat, werden Sie selbst nicht in Abrede ziehen wollen. Sie versichern, die Wegnahme von Elsaß und Lothringen käme einer Vernichtung Frankreichs gleich. Da traue ich dem französischen Staats- und Volkskörper doch eine zähere Lebenskraft zu. Und

um ſo mehr muß ich mich über ſolchen Mangel an Vertrauen auf die franzöſiſche Nationalität bei Ihnen wundern, wenn ich erwäge, daß es ja nur weſentlich deutſche Provinzen ſind, deren Lostrennung Sie bedroht. Frankreich ſoll nicht mehr beſtehen können, wenn man ihm ſeine deutſchen Provinzen nimmt; ſein Körper ſoll ſich nicht mehr erhalten können, wenn ihm der Zufluß deutſchen Blutes abgeſchnitten iſt: ich möchte dieſes Zugeſtändniß nicht gemacht haben, wenn ich ein Franzoſe wäre. Deutſchland ſeinerſeits hat fortbeſtanden, und hat ſich von ſeiner damaligen Schwäche erholt, auch nachdem ihm jene Länder genommen waren, und doch waren es deutſche Länder, Stücke von ſeinem eigenen Leibe losgeriſſen: und Frankreich ſollte die Abtrennung von Ländern nicht überſtehen können, die, urſprünglich nicht zu ihm gehörig, nur nachträglich und oberflächlich mit ihm in Verbindung geſetzt worden ſind? Es iſt in die Seele Ihres eigenen Nationalſtolzes hinein daß ich dem widerſprechen muß. Freilich, was Sie von dem Volke das ſein Programm erfüllt, das Alter der Illuſionen hinter ſich hat (ſo ſeltſam letzteres auch auf das illuſionsluſtige Frankreich paſſen mag) im Verhältniß zu dem andern Volke ſagen, das noch im friſchen Feuer ſeiner Entwicklung begriffen iſt, klingt ahnungsvoll an die Rede von dem Niedergang der lateiniſchen Race an, die jetzt unter der germaniſchen umgeht; wenn es aber an dem wäre, wenn insbeſondere Frankreich, was ich mir nicht denken kann, zu Grunde gehen ſollte, ſo trügen wenigſtens nicht wir, ſondern lediglich

Frankreich ſelbſt die Schuld. Ein Volk, das ſich erhalten will, darf nicht über dem Jagen nach Glanz und Genuß ſeinen ſittlichen Kern verfaulen laſſen; und das franzöſiſche könnte nur dabei gewinnen, wenn es durch unſer Einſchreiten veranlaßt würde, ſtatt mit Turkoshorden an der Spitze der Civiliſation durch Europa zu marſchiren, lieber daheim ſeine Schulen zu verbeſſern.

Ebenſowenig können wir Deutſchen uns einem andern Dilemma ergeben das Sie uns ſtellen. Wir haben die Wahl, ſagen Sie, uns Frankreich entweder durch Verſtümmelung zum unverſöhnlichen Feinde zu machen, und dadurch einer unabſehbaren Reihe der verderblichſten Kriege Thür und Thor zu öffnen; oder durch eine ſchonende Behandlung es zu verſöhnen und zum gedeihlichſten Bunde für gemeinſame Förderung der Freiheit und Geſittung einzuladen. Es iſt ein ganz hübſches Bild, wie Sie (in der Revue) uns für den letztern Fall Frankreich malen: „beſiegt, aber ſtolz in ſeiner Integrität, einzig der Erinnerung an ſeine Fehler und der Entwirrnng ſeiner innern Zuſtände hingegeben.“ Sie müſſen uns ſchon entſchuldigen, aber die Gallia als Büßende uns zu denken, iſt eine Vorſtellung, die wir ohne Lächeln nicht vollziehen können. Ja, ſie wird ſich ihrer Fehler, ihrer Niederlagen erinnern, d. h. ſie wird Rache kochen für diejenigen, die ihr dieſe beigebracht haben. Das aber wird ſie thun, ob wir ihr dazu auch noch Land abnehmen oder nicht. Ein Volk das für Sadowa, alſo für eine ihm ganz fremde Niederlage, Genugthuung haben wollte, wird für Wörth und

Metz, für Sedan und Paris zehnfach um Rache ſchreien, wenn wir ihm auch weiter nichts zu leide thun als daß wir es ſo oft geſchlagen haben. Wir verbeſſern alſo unſere Lage für die Zukunft im mindeſten nicht, wenn wir es ſchonen, im Gegentheil wir verſchlechtern ſie. Da wir von ſeinem guten Willen unter keinen Umſtänden etwas zu erwarten haben, müſſen wir darauf bedacht ſein, daß ſein übler Wille uns fortan nicht mehr ſchaden kann. Wie das zu machen? — nun, ſehen Sie nur die Landkarte an. Mit dem Winkel hier, der zwiſchen Baſel und Luxemburg in das deutſche Gebiet einſpringt, iſt es ein-für allemal nicht richtig. Man ſieht gleich: das iſt keine Grenze die ſich natürlich gemacht hat; hier iſt einmal Gewalt geſchehen. Hier hat der Nachbar ſich ein Thor in unſer Haus gebrochen: dieſes Thor müſſen wir ihm vermauern. Hier hat der Feind einen Fuß auf unſer Land geſetzt: wir werden ihn veranlaſſen dieſen Fuß zurückzuziehen. Sie fragen wohl, welches Volk ſich nicht, genau genommen, über ſeine Grenzen zu beklagen hätte. Aber welches Volk, frage ich, wird dieſe Grenzen nicht berichtigen, wenn ihm der Nachbar einmal die Waffen in die Hand gedrückt hat, und es über dieſelben ſiegreich bis ins Herz des feindlichen Landes vorgedrungen iſt? Die Feſtungen, die Frankreich bisher benützt hat, um von ihnen aus in unſer Land einzufallen, werden wir ihm wegnehmen, nicht um mittelſt ihrer künftig das ſeinige anzugreifen, ſondern das unſrige ſicherzuſtellen. In dieſer Abſicht ſind bei uns jetzt Volk und

Regierungen einverſtanden; während wir ſämmtliche Nachbarvölker als Zeugen dafür aufrufen können, daß es unſere Art niemals geweſen (die es der Natur unſeres jetzigen Heerweſens zufolge künftig noch weniger ſein kann), die Friedensſtörer zu machen, wenn man uns in Ruhe läßt.

Daß Elſaß und Lothringen einmal zum deutſchen Reiche gehört haben, daß überdieß im Elſaß und einem Theil von Lothringen die deutſche Sprache, trotz aller franzöſiſchen Bemühungen ſie zu unterdrücken, noch immer die Mutterſprache iſt, war für uns nicht Veranlaſſung, Anſpruch auf dieſe Länder zu erheben. Wir dachten nicht daran, ſie von einem friedlichen Nachbar wiederzufordern. Nachdem er aber den Frieden gebrochen und die Abſicht kundgegeben hat, unſere Rheinlande, die er einmal mit höchſtem Unrecht ein paar Jahre beſeſſen, abermals an ſich zu reißen, jetzt müßten wir die größten Thoren ſein, wenn wir, als die Sieger, was unſer war und was zu unſerer Sicherung nöthig iſt (doch auch nicht weiter als dazu nöthig iſt), nicht wieder an uns nehmen wollten. Sie kehren das vae victis zum vae victoribus gegen die ihren Sieg mißbrauchenden Sieger um: damit hat es, wie geſagt, keine Gefahr; aber auch den Spott und die Reue werden wir uns zu erſparen wiſſen, die den Sieger, der ſeinen Sieg zu benützen verſäumte, heimzuſuchen pflegen. Daß es uns in nicht allzu langer Zeit gelingen werde, in dieſen Landſtrichen das alte halb erſtickte Deutſchthum neu zu beleben, und ſelbſt die wirklich franzöſiſchen

Landestheile, die wir mitzunehmen uns genöthigt sehen möchten, uns freundlich zuzuwenden, das werden Sie von Ihrem Standpunkt aus natürlich nicht für möglich halten, aber doch uns gestatten, daß wir es hoffen und uns zur Aufgabe machen. Wir sind überzeugt, daß wir den Bewohnern dieser Landstriche in dem neubegründeten Deutschland Güter zu bieten haben werden, die Frankreich ihnen bis jetzt nicht geboten hat; während eben durch die neue Wendung der deutschen Dinge manche Uebelstände beseitigt sind, die sie in früheren Zeiten von dem Anschluß an Deutschland abgeschreckt haben würden. Daß sich der Elsäßer erniedrigt gefühlt hätte, statt dem Großstaate Frankreich einem deutschen Klein- oder Mittelstaate anzugehören, begreifen wir; aber davon ist auch jetzt nicht mehr die Rede. Nicht einmal so, daß er ja, selbst wenn er Baden oder Bayern zugetheilt würde, doch an dem deutschen Gesammtstaat und seiner Vertretung Antheil bekäme; sondern alle Stimmführer in Deutschland begegnen sich jetzt in der Ansicht, daß es nur Preußen sein könne, das die eroberten Lande an sich zu nehmen habe. Ist es der Schutz des südwestlichen Deutschlands gegen Frankreich, der durch eine Annexion dieser Landstriche bezweckt wird, so kann diesen Schutz nur die Centralmacht selbst in ausreichendem Maße gewähren; wie nur dieser Großstaat im Stande ist, die zunächst fremdartigen und widerstrebenden Elemente ohne Störung seines Organismus in sich aufzunehmen.

Sie wundern sich, wie es doch komme, daß auch die

einſichtsvolleren unter den Deutſchen ſich nicht dazu verſtehen wollen, unſer jetziges Zerwürfniß mit Frankreich durch Vermittelung der neutralen Mächte, durch einen Congreß ſchlichten zu laſſen, aus dem weiterhin ein bleibendes europäiſches Schiedsgericht werden könnte. Das kommt zunächſt ſo, daß wir bei dem letzten Schiedsgerichte dieſer Art, das uns mit Frankreich ins Gleiche ſetzen ſollte, dem Wiener Congreß, allzu ſchlecht gefahren ſind. Faſt niemals ſind ja auch die ſogenannten neutralen Mächte (damals waren es übrigens ſogar unſere Bundesgenoſſen) wirklich ganz unbetheiligt und unbefangen bei einer ſolchen Angelegenheit: Neid und Furcht, Verbindungen und Verwendungen üben mancherlei Einfluß, wie es insbeſondere damals geſchah, daß durch derartige Einwirkungen uns Deutſchen der Preis unſerer Siege verkümmert, daß namentlich Preußen in jene unerträglichen Grenzen eingeſchloſſen wurde, die allein ſchon ſein Hervorbrechen im Jahre 1866 rechtfertigen könnten. Aber den dringendſten Grund, von einem ſolchen Schiedsgerichte nichts wiſſen zu wollen, geben Sie ſelbſt uns an die Hand. Daſſelbe ſollte, ſagen Sie in Ihrem Briefe, ſowohl Frankreich als Deutſchland verbieten, die durch die alten Verträge zwiſchen beiden feſtgeſetzten Grenzen zu verrücken. Da Sie auch von den „gegenwärtigen Grenzen" reden, ſo möchte man an die Verträge von 1815 denken. Aber — in dem Aufſatz in der Revue kommt es an den Tag, daß vielmehr die Verträge von 1814 verſtanden ſind. Alſo ſollten wir Saarlouis und Landau mit ihren Gebieten, die wir erſt

1815 in Beſitz genommen, wieder verlieren. Das ſollte Frankreichs Buße für den freventlich begonnenen Krieg, das der Preis unſerer glorreichen aber blutigen Siege ſein, daß wir gar noch ein Stück Land herausgeben, an den beſiegten Angreifer herausgeben müßten! Nein, wenn ſelbſt ein ſo billig denkender Mann wie Ernſt Renan dem von ihm befürworteten Schiedsgericht einen ſolchen Vorſchlag unterlegen kann, ſo ſind wir vollauf gerechtfertigt, wenn wir darauf beſtehen, wie wir den Krieg allein geführt, ſo auch die Friedensbedingungen ausſchließlich ſelbſt zu dictiren.

Allerdings, um einen Vorſchlag dieſer Art dem ſiegreichen Deutſchland annehmlich zu machen, bedürfte es übernatürlicher Beweggründe, und es iſt inſofern ganz in der Ordnung, daß Sie uns am Schluß Ihres Schreibens die Seligpreiſungen in der Bergpredigt, insbeſondere die der Friedfertigen, zu Gemüthe führen. Wer verehrt nicht nach Gebühr die ideale Hoheit dieſer evangeliſchen Paradoxen; aber wer hat ſich nicht längſt mit ihnen auf den Fuß geſetzt, ſie, wie am Ende bei jedem geiſtreichen Worte nöthig iſt, cum grano salis zu verſtehen? Vor dem Spruche: „So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar," haben wir gewiß alle Hochachtung; aber wer möchte einen Sohn haben, der ſich wörtlich nach dieſem Spruche behandeln ließe? oder wer einen Schwiegerſohn, der nach dem andern Spruche der Bergrede: „Sorget nicht für den andern Morgen u. ſ. w." ſeine Wirthſchaft einrichtete? Die katholiſche Kirche hat ſich dieſen Sprüchen gegenüber mit der

Unterscheidung von Geboten für alle und Rathschlägen für die nach Vollkommenheit Strebenden zu helfen gewußt; tiefer hat die protestantische die Keuschheit in die Ehe, die Armuth in den Besitz, den Frieden in den Krieg hereinzuziehen gewußt; damit werden auch wir uns beruhigen können. Wenn allerdings, wie Sie bemerken, weder irgendwo im Evangelium noch weiterhin in der urchristlichen Literatur ein Ausspruch sich findet, der die kriegerischen Tugenden für himmelsfähig erklärt, so hat sich dagegen nie und nirgends ein christlicher Staat, so wenig wie ein heidnischer, gefunden, noch hätte einer bestehen können, der jene Tugenden nicht zu schätzen gewußt hätte. Sie sagen dem Kriege viel schlimmes nach; ich hätte wohl Lust demselben, ohne Ihnen zu widersprechen, viel gutes nachzusagen; dann hätten wir vielleicht beide zusammen die Wahrheit erschöpft. Verderblich für die Sittlichkeit und weiterhin auch den Bestand der Staaten und Völker sind allerdings von jeher die Raub- und Eroberungskriege gewesen, von den asiatischen der Römer an bis auf die Ihres ersten Napoleon. Dagegen haben solche Kriege, welche die Völker zur Abwehr fremder Einfälle, zur Wahrung ihrer bedrohten Unabhängigkeit unternahmen, neben allem Elend, das auch sie in reichem Maße mit sich führten, doch regelmäßig einen Aufschwung des nationalen Lebens zur Folge gehabt, von den Perserkriegern der Griechen an bis zu unseren deutschen Befreiungskriegen und bis zu dem jetzigen, von dem wir für unsere inneren Angelegenheiten das Beste zu hoffen schon heute berechtigt sind.

Uebrigens ist es eigen, und beweist einen merkwürdigen Umschwung der Dinge, daß ein Franzose uns Deutschen den Frieden predigt. Ein Mitglied des Volkes, das seit Jahrhunderten die europäische Kriegsfackel in Händen hielt, dem Nachbar, der immer nur zu thun gehabt hat, die Brände zu löschen, die der andere in seine Städte geworfen, an seine Saaten gelegt hatte. Was mußte geschehen, wie viel sich ändern, bis es dahin kam! Der Franzose hat den Deutschen so lange mißhandelt, so unaufhörlich bedroht, bis dieser endlich, um sich Ruhe zu schaffen, sich entschloß, seine Sichel zum Schwert umzuschmieden. Und mit diesem Schwert hat nun der Deutsche dem Franzosen so gründlich zugesetzt, daß dieser anfängt, ihm die Segnungen der Sichel anzupreisen. Bei uns bedarf es dieses Preisens nicht; wir wären am liebsten bei der Sichel geblieben. Als Milo in der Verbannung die Vertheidigungsrede Cicero's zu lesen bekam, die dieser erst nachträglich zu dem berühmten Kunstwerk ausgearbeitet hatte, soll er gesagt haben: „Hättest du so gesprochen, o Marcus Tullius, so würde ich jetzt nicht in Massilia diese leckeren Fische essen." Ganz ähnlich könnten jetzt unsere in Frankreich eingerückten Söhne reden, gesetzt es fiele ihnen am Wachtfeuer das Blatt mit Ihrem Sendschreiben in die Hand. Hättest du so zu deinen Franzosen gesprochen, o Ernst Renan, könnten sie sagen, und, was die Hauptsache ist, sie zu deinen friedlichen Gesinnungen bekehrt, so würden wir nicht hoffentlich demnächst in Paris diese köstlichen französischen Weine trinken. Aber die

Weine mögen ihnen noch so gut schmecken, die guten Jungen wären doch lieber daheim geblieben. Sie fürchten, hochgeehrter Herr, die Deutschen möchten nach solchen Anfängen am Kriegerleben Geschmack finden, und bedrohen uns mit einem eisernen Zeitalter für diesen Fall. Die beste Warnung, wenn es für uns einer solchen bedürfte, läge immer in einem Blick auf Ihre Nation und die Folgen, die eine tiefgewurzelte Kriegs- und Raubluſt für dieselbe gehabt hat. Wir Deutschen werden das Schwert, das wir nur nothgedrungen ergriffen haben, zwar nicht eher aus der Hand legen, als bis der Zweck dieses Krieges erreicht ist; aber seien Sie sicher, wir werden es auch keinen Tag länger in der Hand behalten.

Ach, wir haben ja nachher, wenn der Friede geschlossen ist, noch so vieles daheim zu thun, und diese häusliche Aufgabe erscheint uns geradezu als die Hauptsache, der Sieg über die innern Schwierigkeiten noch wichtiger als der über den äußern Feind. Ja, es ist nicht ohne eine gewisse Bangigkeit daß wir an diese innere Aufgabe denken. Die des Kriegs haben wir schon öfter gut gelöst, die des Friedens immer nur mittelmäßig. Von 1814 und 15 ist es sprüchwörtlich unter uns, daß die Federn der Diplomaten verdorben haben, was die Schwerter unserer Krieger gut gemacht hatten; das Jahr 1866 hat uns statt eines ganzen nur ein halbes Deutschland gebracht. Und nun 1870? Ueber den Rhein sind wir siegreich vorgedrungen, haben sein linkes Ufer uns vollends ganz erobert: und der Main sollte uns eine Grenze, sein

linkes Ufer auch ferner außerhalb des deutschen Staates bleiben? Wir können es nicht denken, wir würden denjenigen, und wäre es der Höchstgestellte, für unwerth des deutschen Namens achten, der im Stande wäre, aus Vorurtheil und Eigensinn, oder aus Selbstsucht und Ehrgeiz, den Eintritt der noch abgetrennten deutschen Stämme in den deutschen Gesammtstaat zu verzögern. Einsteigen! Einsteigen! ruft's, wenn der Zug der Eisenbahn im Abfahren begriffen ist, und einzelne Passagiere auf dem Perron noch zögernd und wählerisch hin- und hertrippeln. Nur eingetreten, eingetreten in den deutschen Staat! so ruft jetzt die Geschichte; der Augenblick ist da, die Fluth geht hoch, nicht noch einmal gewartet bis die Ebbe euer Schiff auf den Sand setzt. Nur jetzt nicht lange gemarktet, nicht viele Bedingungen gemacht; daß wir uns alle, alle einigen, ist die Hauptsache, das weitere, soweit es gut ist, wird sich finden. Und wenn Zureden nicht hilft, so können wir auch drohen. Ihr habt jetzt mitgeholfen, ihr süddeutschen Staaten, Frankreich zu demüthigen, ihm schöne Länderstrecken abzunehmen. Daß es euch das gedenken, daß es gelegentlich Rache an euch zu nehmen suchen wird, dürfet ihr als gewiß betrachten. Wie wollet ihr ihm aber widerstehen, wenn ihr euch nicht fest und ganz mit euren norddeutschen Brüdern zusammenschließet? Fest und ganz, d. h. nicht bloß durch gebrechliche einzelne Verträge, wo es jedesmal noch auf den guten Willen ankommt ob man sie halten will; sondern durch völligen, rückhaltlosen Eintritt in den einigen deutschen Bundesstaat.

Sehen Sie, hochgeehrter Herr, an dieſen Fragen hängt eigentlich unſer Herz; wir ſind bereits, aus Frankreich zurück, wieder in Berlin, und ſo ſehr wir uns auch der Kunde freuen werden, daß unſre Krieger in Paris eingezogen ſeien, vollkommen wird unſere Freude erſt dann ſein, wenn die Abgeordneten der Bayern und Schwaben, der Pfälzer und der Heſſen im Saale des deutſchen Reichstags ihren friedlichen Eintritt halten. Wenn wir hoffentlich bald dieſes Ziel erreichen, und wenn dann die Franzoſen ihre inneren Angelegenheiten eben ſo wohl beſtellen, wenn ſie aus dieſem Kriege ſich die Lehren ziehen, die ſo unverkennbar in demſelben liegen, wenn auch das äußere Hinderniß, das in der Erſtarkung Deutſchlands liegt, ſie abhalten wird, von neuem falſche Bahnen einzuſchlagen: dann wird es um beide Völker gut ſtehen, Europa wird alle Urſache haben mit dem neuen Zuſtande zufrieden zu ſein, die Menſchheit wird in ihrer Entwicklung einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan haben, und die Männer, die es als Beruf betrachten, für dieſen Fortſchritt zu wirken, werden ſich von neuem freudig die Hand reichen können.

Wenigſtens hoffnungsvoll reiche ich Ihnen ſchon heute die meinige, indem ich Sie für die Bedrängniß der nächſten Wochen einem freundlichen Geſchick, mich aber Ihrem fortdauernden Wohlwollen empfehle.

Darmſtadt, 29. Sept. 1870. D. F. Strauß.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Deutschlands Zukunft
das Deutsche Reich.

Digitized by Google